

HERDER-KORRESPONDENZ

Viertes Heft - 7. Jahrgang - Januar 1953

„Er aber stieg zu uns herab, er, unser Leben, nahm unseren Tod hinweg und tötete ihn aus der Fülle seines Lebens. Und nun ruft er mit Donnerstimme, wir sollten von hier zurück uns wenden in sein verborgenes Heiligtum, von dem er ausging zu uns in jenen auserlesenen, jungfräulichen Schoß, da sich die menschliche Natur mit ihm vermählte, sterbliches Fleisch, damit es nicht für immer sterblich bliebe: dort tritt er wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und läuft frohlockend wie ein Riese seinen Weg. Nicht säumte er, er lief vielmehr und rief mit Wort und Tat, mit Tod und Leben, durch Aufstieg und Abstieg, rief, zu ihm zurückzukehren. Und er entwand den Augen, daß wir ins eigene Herz einkehren und dort ihn fänden. Er ging von dannen, und siehe, hier ist er!“

Augustinus

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Weihnachten Nachdem in den vergangenen Jahren die im **Straßenbild** Mahnungen und Proteste von kirchlichen Stellen und zahlreichen Christen gegen die zunehmenden Auswüchse des „Weihnachtsreklamerummels“ immer eindringlicher geworden waren, hatten in diesem Jahr zum erstenmal, vor allem in den west- und süddeutschen Großstädten, kirchliche Stellen und zahlreiche Organisationen des Einzelhandels, die Industrie- und Handelskammern, die Presse und auch die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen die Einzelhändler aufgefordert, bei ihrer Weihnachtswerbung den christlichen Gedanken der Weihnacht durch eine würdige und zurückhaltende Form der Werbung vor Verkitschung und Entheiligung zu bewahren.

Um die Ergebnisse dieser Bemühungen festzustellen, hat die Herder-Korrespondenz einige ihrer Mitarbeiter gebeten, unter diesem Gesichtspunkt die Weihnachtswerbung der Geschäfte in verschiedenen westdeutschen Großstädten zu betrachten. Aus den Berichten von Köln, Hannover, Stuttgart, München, Berlin, Essen und Frankfurt geht hervor, daß im allgemeinen der Reklamerummel bei der Mehrzahl der Einzelhändler gegenüber den vergangenen Jahren nachgelassen hat und, den Wünschen ihrer Organisationen entsprechend, die Weihnachtswerbung würdig und geschmackvoll durchgeführt wurde.

Das gilt auch für den Zeitpunkt des Einsatzes der Werbung. In Baden-Württemberg z. B. wurden die Einzelhandelsgeschäfte von fast sämtlichen Organisationen aufgefordert, mit der Weihnachtswerbung nicht vor dem Totensonntag zu beginnen. Auch in Städten wie Berlin, wo die Verbände an ihre Mitglieder keine Aufforderungen dieser Art gerichtet hatten, hatte man mit der

Werbung nicht zu früh begonnen. Der allgemeine Eindruck war, daß vor allem die Fachgeschäfte wieder zu einer vornehmen und dezenten Werbung zurückgefunden haben.

Dagegen scheinen die Reklamemethoden der großen Warenhäuser in fast allen Städten immer weniger Rücksicht auf den religiösen Charakter der Advents- und Weihnachtszeit zu nehmen. Bewegte Engel, leuchtende Sterne und Watterhimmel dienten in diesem Jahr als Suggestionen für das Massenpublikum dieser Häuser. Ein besonderes Beispiel von Geschmacklosigkeit und Dreistigkeit (gegenüber den christlichen Besuchern dieses Hauses, die freilich nicht dagegen protestierten) bot ein Kölner Kaufhaus, das in der Verkaufshalle eine Bühne errichtet hatte, auf der mehrmals am Tage ein Ballet eine Tanzpantomime, betitelt „Eines Kindes Weihnachtstraum“, aufführte. Nach jeder Aufführung forderte ein Nikolaus das Publikum zum Kaufen auf.

Eine andere, nicht weniger unerfreuliche Entwicklung scheint sich in einzelnen Städten anzubahnen, wo nach dem Vorbild der großen westeuropäischen Hauptstädte, vor allem von Paris, durch eine Weihnachtslichtreklame riesigen Ausmaßes der Charakter des Festes überdeckt wurde. Gegen diesen von öffentlicher Seite geförderten Unfug haben in Essen zahlreiche Stimmen protestiert. Am schlimmsten waren die Auswüchse in Frankfurt, wo die erste „Lichterweihnacht“ veranstaltet wurde, „die im Bundesgebiet ihresgleichen sucht und nur noch von Städten im Ausland (Paris, Brüssel) übertroffen wird“. Die Stadt Frankfurt hatte 200 000 Prospekte des „Frankfurter Lichterfestes“ im ganzen Land verteilen lassen. Die Vorverhandlungen über die Ausschmückung der Frankfurter Straßen liefen seit Oktober. Um den kleinen und mittleren Betrieben im Rahmen dieser „Aktion“ Werbemöglichkeiten zu lassen, entschloß man sich zur Werbung in Straßengemeinschaften. Es kam also auf die Ausschmückung der Straßen, nicht auf die einzelner Häuser

an. Die Stadtverwaltung fühlte sich veranlaßt, für die Stromanschlüsse doppelte Grundgebühren zu erheben. Die „Frankfurter Neue Presse“ berichtete eingehend über das veränderte Stadtbild: „Die Kaiserstraße hat sich in eine Wolken-Avenue verwandelt. Glasfaser-Wolken, mit Sternchen besät, Lichtkometen und Scheinwerfer verleihen ihr einen himmlischen Glanz. Am Kaiser-Keller sind Überspannungen genehmigt worden, transparente Sterne glänzen und hochsteigende Leuchtgirlanden erheben sich an beiden Seiten. Der Friedrich-Ebert-Platz trägt auf dem Brunnen einen riesigen Tannenbaum. Auch hier Leuchtgirlanden und Strahlenmanschetten, in denen sich das Licht tausendfach bricht. Die Zeil ist zweifellos das Glanzstück: Wenn auch ihr Baldachin platzte, so strahlen doch jetzt an den Masten aufgebundene Sternkometen einen märchenhaften Glanz aus.“ Während der „Lichtertage“ wurde eine Festschrift in einer Auflagenhöhe von 50000 vertrieben, deren Bezug zu einer Gabe berechtigt, die in einem der Geschäfte der „Lichterstraßen“ ausgestellt ist und gesucht werden muß. „Ein zweifellos erregendes Moment, das damit dem obligaten Weihnachtsbummel beigegeben worden ist und das seine Wirkung auf Käufer und Verkäufer nicht verfehlen wird“, kommentierte die „Frankfurter Zeitung“ und hat vor allem mit dem letzten Satz den Nagel auf den Kopf getroffen. Ähnliche, wenn auch bescheidenere Auswüchse haben sich z. B. auch in Essen und Koblenz gezeigt.

Wenn man von dieser „Superdemonstration“ billiger Geschmacklosigkeit in der Frankfurter Innenstadt absieht, konnte auch in Frankfurt eine Bereitschaft zur sauberen Werbung festgestellt werden. Vor allem die Fachgeschäfte zeichneten sich durch schlichte Werbung aus. Der Einzelhandelsverband hatte seine Mitglieder angewiesen, bei der Werbung keine religiösen Symbole zu gebrauchen und dafür Märchenmotive zu verwenden. Das Publikum stimmte im allgemeinen dieser Form von Werbung zu, lehnte aber den Kitsch einzelner Kaufhäuser wie auch die Ausgestaltung der Straßen ab.

Man kann zusammenfassend sagen, daß in den meisten Fällen die Bemühungen der Kirche und der Organisationen um eine würdige Gestaltung der Weihnachtswerbung nicht vergeblich gewesen sind, soweit es sich dabei um die soliden Fachgeschäfte handelt. Ob die Sucht der Warenhäuser nach billiger Reklamewirkung durch Proteste und Aufrufe eingedämmt werden kann, muß bezweifelt werden. Nach Ansicht eines Münchener Fachmannes bietet das Gesetz für das Wettbewerbsrecht keine Handhabe gegen solche Auswüchse. Man bemüht sich daher in München, Vorschläge für eine Änderung bzw. Ergänzung des Gesetzes einzuholen.

Um die Erziehung der Landjugend Auf ihrem diesjährigen Herbstkonvent, das am 6. 11. in Limburg abgehalten wurde, haben die westdeutschen Bischöfe „aus ihrer Verantwortung für die katholische Erziehung der Jugend und ihrer Sorge um die religiös-sittliche Lage des Landes“ eine Entschließung gefaßt, durch die die katholische Landjugend aufgefordert wird, der Katholischen Landjugendbewegung beizutreten. Die Entschließung hat folgenden Wortlaut:

„Wir danken der Katholischen Landjugendbewegung und der Katholischen Landvolkbewegung für die erfreuliche Arbeit der letzten Jahre und ermahnen die Leiter und

Mitglieder, in ihrem Eifer nicht nachzulassen. Wir begrüßen besonders die Gründung und verheißungsvolle Entwicklung der Katholischen Landvolks-Hochschulen.

Wir bitten die gesamte katholische Landjugend erneut, die katholischen Landjugendzeitschriften „Der Pflug“ bzw. „Der Sämann“ zu halten und raten eindringlich ab vom Bezug solcher Landjugendzeitschriften, die über den Rahmen von Fachzeitschriften hinaus in Bildungs- und Erziehungsfragen keinen klaren katholischen Standpunkt vertreten.

Wir rufen die ganze katholische Landjugend in Mannes- und Frauenjugend auf, der Katholischen Landjugendbewegung beizutreten und erwarten von allen Seelsorgern auf dem Lande die Förderung bzw. Neugründung von Gruppen der Katholischen Landjugendbewegung. Dabei soll in allen beruflichen Fragen eine enge Verbindung mit anderen landwirtschaftlichen Organisationen gepflegt werden.

Wir begrüßen ein freundschaftliches Zusammengehen mit den evangelischen Christen in allen praktischen Fragen des Berufsstandes, lehnen aber mit Nachdruck die Bildungsarbeit und erst recht die Erziehungsarbeit an der Jugend auf interkonfessioneller Grundlage ab.

Demgemäß erwarten wir von den landwirtschaftlichen Verbänden, ganz besonders von den katholischen Christen in ihnen, Anerkennung und Förderung der eigenständigen Katholischen Landjugendbewegung und der Katholischen Landvolkbewegung insgesamt zum Besten des Berufsstandes.

Wir bitten das ganze katholische Volk um Verständnis für die Anliegen des Landvolks, die Förderung der katholischen Laienbewegung auf dem Lande und das inständige Gebet um die Stärkung von Glaube und Sitte auf dem Lande.“

Mit dieser Entschließung schützen die deutschen Bischöfe die Arbeit der Standesorganisation der katholischen Landbevölkerung vor den unberechtigten Angriffen des Deutschen Bauernverbandes, der in letzter Zeit immer stärker über seine wirtschaftlichen Aufgaben hinaus eine eigene Kulturpolitik entwickelt, die mit der katholischen Lehre nicht vereinbar ist. Sein Ziel scheint es zu sein, die konfessionellen Standesorganisationen entsprechend den weltanschaulichen Ansichten des Gesamtverbandes „gleichzuschalten“. Schon 1949 waren die Bemühungen von Kardinal Frings um die notwendige Förderung der Katholischen Landjugend- und Landvolkbewegung durch den Deutschen Bauernverband erfolglos gewesen. In der Folgezeit bemühten sich die katholischen Vertreter auf regionaler Basis mit den Provinzialverbänden des Bauernverbandes zu einem *modus vivendi* zu gelangen. In einigen Gebieten fand man sich zu einer gemeinsamen Arbeit, die sowohl die Kirche wie auch die landwirtschaftlichen Organisationen befriedigte.

In diesem Jahre wurde nun auf dem Konstanzer Bauerntag der „Bund der deutschen Landjugend“ gegründet. Damit war eine neue Situation geschaffen, da der neue Bund auch ein Bildungs- und Erziehungsrecht beansprucht. Die am 10. Oktober in Fredeburg gefaßten Beschlüsse des Deutschen Bauernverbandes besagen vor allem, daß der neue Bund „seine Hauptaufgabe in der Wahrung der Einheit und Geschlossenheit des Berufsstandes“ sieht, daß er „entsprechend seiner christlichen Grundhaltung besonderes Gewicht“ darauf legt, „mit den Kirchen vertrauensvoll zusammenarbeiten“, daß er aber die Führung in

allen berufsständischen Fragen beansprucht. Außerdem wird die Bundeshochschule Fredeburg zur zentralen Bildungsstätte des gesamten Bundes erklärt. Nach der Interpretation des Informationsdienstes des Deutschen Bauernverbandes bedeuten die Fredeburger Beschlüsse eine Absage an die Katholische Landjugendbewegung. In dieser Situation haben die westdeutschen Bischöfe durch die Limburger Entschließung klar zu verstehen gegeben, daß sie nicht gewillt sind, eine interkonfessionelle Erziehung der Landjugend durch die Organisationen des Deutschen Bauernverbandes zuzulassen.

Caritas der amerikanischen Katholiken in Deutschland In den Jahren 1945—1948 erfuhren wir öfters von der Hilfstätigkeit der amerikanischen Katholiken für die durch den Krieg betroffenen Länder und Nationen. Der von den amerikanischen Bischöfen in Form eines „Kreuzzuges gegen die Nachkriegsnot“ ins Leben gerufene Kriegsofferhilfsdienst (War Relief Services), eine eigene Abteilung innerhalb der „Nationalen Katholischen Wohlfahrtskonferenz“ (NCWC), hat unter den amerikanischen Katholiken eine starke Resonanz gefunden. Wenn es in Westdeutschland in den letzten Jahren sehr still um diese Organisation geworden ist, dann nur deswegen, weil die Not sich durch den Aufschwung in der Bundesrepublik von der breitesten Masse des Volkes mehr und mehr auf bestimmte Bevölkerungskategorien verlagert hat: auf Flüchtlinge, Heimatvertriebene, Arbeitsunfähige und Gebrechliche. Die Hilfstätigkeit der amerikanischen Katholiken hat aber keinen Stillstand erfahren. Sie erstreckt sich heute auf 30 Länder; mit an deren Spitze als Liebesgaben- und Unterstützungsempfänger steht aber immer noch Westdeutschland einschließlich West-Berlin. Ein zusammenfassender Bericht über die Tätigkeit der „War Relief Services NCWC“ in Deutschland unter der Leitung von Father Schneider mit der Zentrale in Frankfurt am Main kann nur in groben Zügen die weitverzweigte Caritasarbeit dieser Organisation vor Augen führen.

Das Liebesgabenprogramm der „War Relief Services NCWC“ hat in den letzten sechs Jahren an deutsche Heimatvertriebene, verschleppte Personen, politische und neuankommende Flüchtlinge rund 35 Millionen kg Lebensmittel, Kleider und Medikamente im Werte von mehr als 100 Millionen DM in Deutschland verteilt. Die Verteilung erfolgte in engster Zusammenarbeit mit den Caritasverbänden.

Das Auswanderungsprogramm umfaßt einmal die Emigration nach den Vereinigten Staaten und die Auswanderung nach anderen Ländern. Insgesamt konnten in den USA mit Hilfe der NCWC 105 403 verschleppte Personen und 21 000 Volksdeutsche angesiedelt und ihnen Wohnungen und Arbeitsplätze garantiert werden. Darüber hinaus konnte auch solchen Personen die Auswanderung ermöglicht werden, die aus arbeitspolitischen Gründen keine Einwanderungserlaubnis bekommen hätten: nämlich 600 alten Leuten und mehreren tausend körperbehinderten Personen. Auf besonders individueller Basis emigrierten durch die NCWC War Relief Services 2755 Menschen nach Kanada, Südamerika und Australien.

Das Eingliederungsprogramm sieht mit Hilfe der Caritas und der deutschen Fürsorgestellen die Umstellung ver-

schleppter Personen von der IRO-Betreuung auf die Eingliederung ins deutsche Wirtschaftsleben vor.

Der Studentendienst hat bisher im Rahmen seines Programmes sieben Universitäts-Studentenheime errichten bzw. ausstatten lassen (Erlangen, Kiel, München, Bonn, Mainz, Göttingen, Braunschweig, Karlsruhe und Darmstadt) und Beiträge zu ihrer Unterhaltung geleistet. Hinzu kommt die Verteilung von Spenden und Lebensmitteln an bedürftige Studenten.

Die Heimatvertriebenenhilfe betreut die deutschen Flüchtlinge in Lagern, stattet Flüchtlingspriester mit Kraftwagen, Motorrädern und Meßkoffern für ihre Seelsorgearbeit unter den Vertriebenen aus. Die Heimatvertriebenen-Organisationen erhalten finanzielle Hilfe zur Verteilung von Versorgungsgütern und Schrifttum, um radikaler Propaganda unter den Flüchtlingen entgegenzuwirken.

Der Siedlungsdienst gewährte zahlreichen kirchlichen Siedlungsorganisationen Hilfe und Unterstützung. Die Zentralstellen wurden mit direkter finanzieller Hilfe, Sonderprojekte auch mit Einzelzuwendungen bedacht. Seit 1945 haben diese katholischen Siedlungsgenossenschaften 21 000 Wohnungseinheiten gebaut.

Der Kirchenbau besonders in Diasporagebieten wurde bisher mit über 1 200 000 DM zum Bau von Notkirchen unterstützt.

Das Umschulungsprogramm arbeitet eng zusammen mit deutschen Gruppen und Organisationen der Sozialfürsorge, der Jugendfürsorge und Gemeindearbeit, stellt Schrifttum und Filmvorführ-Ausrüstungen zur Verfügung und hilft mit bei der Betreuung Deutscher auf Studienreisen in den Vereinigten Staaten.

Das Patenschaftsprogramm dient der Vertiefung persönlicher Beziehungen zwischen Gruppen und Einzelpersonen in den Vereinigten Staaten und Deutschland. In den letzten zwei Jahren wurde allein für 230 Flüchtlingsgemeinden die Patenschaft durch amerikanische Gruppen übernommen. Das gleiche erfolgt mit studentischen Gruppen. Das Gesamtbudget für die Arbeit der „War Relief Services NCWC“ in Deutschland umfaßte 1951/52 die runde Summe von 28 Millionen DM. Der Mitarbeiterstab und Personalstab in Deutschland besteht aus 19 amerikanischen Staatsangehörigen, 18 Fachkräften aus europäischen Ländern, 63 deutschen Fachkräften und 207 meist deutschen Angestellten. Unterhalten werden in der Bundesrepublik einschl. West-Berlin 9 Büros und 2 große Lagerhäuser. Für die weitverzweigte Arbeit in den Lagern, Baracken und Betreuungsstellen stehen 57 NCWC-eigene Kraftfahrzeuge zur Verfügung.

Gerade jetzt sind wieder durch die „War Relief Services“ aus einem amerikanischen Wohltätigkeitsfonds ca. 1 960 000 DM zur Verteilung gekommen, und zwar 960 000 DM auf das Jugend- und Erziehungsprogramm für Flüchtlinge, 960 000 DM auf die soziale Eingliederung von Flüchtlingen und 40 000 DM für kulturelle Zwecke. Die Hilfe der amerikanischen Katholiken wird also nach wie vor geleistet. Sie hat ihren Ausgangspunkt nicht etwa nur in besonderen Wohltätigkeitsfonds wohlhabender Amerikaner, sondern in der Hauptsache in den Spenden und Unterstützungen der Masse von nahezu 30 Millionen Katholiken in den Vereinigten Staaten, die dem Aufruf ihrer Bischöfe in beispielhafter Nächstenliebe Folge leisten und weltweite Caritas über Grenzen und Meere üben.

Drei Pfarrer und eine Kirche

Ein neuer Versuch, der Entfremdung der Gläubigen in großen Gemeinden entgegenzuwirken, wurde im Sommer dieses Jahres in der Gemeinde St. Marien in Bonn unternommen. Am 25. Mai teilte der Erzbischof von Köln, Kardinal Frings, diese Pfarre in der Weise auf, daß er zwei in der Pfarre tätige Kapläne zu Titularpfarrern ernannte und jedem von ihnen die Seelsorge eines Teils der Gemeinde übertrug.

Das Neuartige des Versuches besteht darin, daß eine große Pfarrgemeinde aufgeteilt wird, ohne daß vorläufig neue Kirchen gebaut werden. Die Begründung für diese Maßnahme, die das Ergebnis einer Wahl zwischen zwei Übeln ist, und ihre Verwirklichung wird in der „Seelsorgehilfe“ vom 1. November ausführlich dargelegt.

Man hatte zu entscheiden, ob man weiterhin an der geläufigen Auffassung von der Pfarrgemeinde: ein Hirt, eine Herde, eine Kirche, festhalten wollte, die zur Erreichung einer geordneten kirchlichen Gemeinschaft unerlässlich erscheinen, oder ob man den tatsächlichen Gegebenheiten der pastoralen Situation von heute Rechnung tragen wollte, daß nämlich der Pastor, der eigentliche Hirt, in übergroßen Gemeinden seine Herde kaum noch kennt. Dazu kam die Erkenntnis, daß viele Priester sich fast damit abgefunden haben, daß der größere Teil ihrer Gemeinde religiös ausgebrannt ist, so daß heute vielerorts an Stelle der suchenden dynamischen Seelsorge die statische Seelsorge getreten ist, die nicht mehr als erhalten will. Als mildernder Umstand für diese Einstellung muß freilich gelten, daß die Zahl der Abseitsstehenden in den Pfarrgemeinden derart angewachsen ist, daß auch der seeleneifrigste Priester verzagen kann.

Man nimmt nun das kleinere Übel, den Verzicht auf das Gotteshaus, in Kauf, um dem größeren, dem fortschreitenden Zerfall der Gemeinden, zu begegnen. In den Großpfarreien gab es freilich schon immer neben der Aufgabenteilung eine Aufteilung der Kräfte nach bestimmten Arbeitsräumen, um dadurch die ständig sich vergrößernden Pfarreien aus Gründen der Übersicht zu parzellieren. Im Unterschied zu diesem alten Seelsorgeverfahren nimmt der neue Versuch dadurch, daß er die Hilfsgeistlichen zu verantwortlichen Pfarrern macht, stärker Rücksicht auf psychologische Erfahrungen. Dieser Schritt trägt der Einstellung des heutigen Menschen Rechnung, für den die ideale Verkörperung des Priestertums der Pfarrer ist. Das gilt auch für religiös und kirchlich Abständige. Sie empfinden den Kaplan als Hilfsgeistlichen und wenden sich daher mit ihren Anliegen an den Pfarrer. Auch der Kaplan selbst sieht sich häufig nur als Hilfsgeistlichen und fühlt sich daher in seinen Aktionen gehemmt. Steht er in der seelsorglichen Arbeit aber gleichberechtigt neben dem Pfarrer, dann gibt ihm das nicht nur ein stärkeres Selbstbewußtsein, sondern auch ein tieferes Verantwortungsgefühl gegenüber seiner Gemeinde, für deren Wohl er tatsächlich verantwortlich ist. Konkrete Forderungen, die sich aus diesem psychologischen Sachverhalt ergeben, lauten: der neue Pfarrer muß in seiner neuen Gemeinde wohnen, und: die neue Gemeinde braucht einen sakralen Mittelpunkt, also eine Kapelle, da ja an einen Kirchenbau nicht gedacht werden kann. Die Gegenwart des Allerheiligsten in der Kapelle wäre sowohl aus kultischen Gründen wie auch zur schnelleren Durchführung von Versegnungen wünschenswert.

Die Arbeit in den drei Pfarreien von St. Marien vollzieht sich praktisch folgendermaßen: Es gibt nur einen rector

ecclesiae. Er hat die letzte Entscheidung über alles, was im Gotteshaus geschieht. An Sonn- und Festtagen feiern alle drei Gemeinden wie bisher das Meßopfer zusammen. An den Wochentagen ist jeder Pfarrer für die Angehörigen seiner Gemeinde zuständig, vor allem bei Begräbnissen und Brautämtern. Taufen, Trauungen, Brautunterricht, Beerdigungen werden jeweils von dem zuständigen Pfarrer vorgenommen. Die großen Werke der außerkirchlichen Arbeitsbereiche, Kirchenchor Pfarrbücherei, Männerwerk usw., bleiben vorläufig für alle drei Gemeinden gemeinsam. Geteilt sind bereits Laienapostolat und Caritas. Kirchenrechtlich sind die neuen Gemeinden vorläufig nur gesonderte Seelsorgebezirke und die Titularpfarrer vicarii expositi. In absehbarer Zeit sollen die neuen Gemeinden Rektorate mit eigener Vermögensverwaltung und dann Rektoratspfarreien werde. Der bisherige Kirchenvorstand mit der Finanzverwaltung besteht zunächst weiter. Bis die neuen Gemeinden selbständig sind und eigene Kirchenräte haben, betreut ein provisorischer Kirchenrat die besonderen finanziellen Bedürfnisse der Gemeinde.

Das Recht der Leichenschau — ein Schulbeispiel

Zur Zeit wird, wenn auch vielleicht nicht in der breiten Öffentlichkeit, so doch um so intensiver in Fachkreisen, über die Frage der inneren Leichenschau an pathologischen Instituten und Krankenanstalten debattiert, auf deren schon seit langem notwendige gesetzliche Regelung vor allem die Kreise der Ärzte drängen.

Die Meinungen über die Berechtigung der Leichenschau gehen auseinander, und zwar vor allem in der Frage, ob der Arzt die Hinterbliebenen entsprechend dem von der herrschenden Meinung ihnen zugestandenem Bestimmungsrecht vor der Leichenöffnung um Zustimmung angehen müsse oder nach Ablauf einer angemessenen Frist ihr Einverständnis annehmen dürfe, und darüber hinaus, ob er sogar gegen den verlautbarten Willen der Angehörigen zur Leichenöffnung schreiten dürfe.

Nach geltendem Strafrecht kann der Arzt nur zur Verantwortung gezogen werden, wenn er ohne oder gegen den Willen der Angehörigen zur Leichenöffnung schreitet. Die in Frage kommenden gesetzlichen Bestimmungen (§§ 168, 367 Abs. 1 Zi. 1 StGB) erfassen nicht die unbefugte Leichenöffnung. Maßgebliche Kreise halten die völlige Straflosigkeit einer Leichenöffnung, die gegen den ausdrücklichen Willen der Hinterbliebenen erfolgt, für nicht unbedenklich.

Nach der bisherigen Auffassung war das Problem der Leichenöffnung zunächst ein solches des Zivilrechts. Man bejahte die sogenannte „Einwilligungstheorie“, nach der jedem Menschen zu Lebzeiten das Recht zusteht, über den Tod hinaus verbindliche Anordnungen in bezug auf seinen Körper zu treffen. Darüber hinaus wurde den Hinterbliebenen für die Zeit nach dem Tode ein Bestimmungsrecht als Ausfluß eines fortwirkenden Persönlichkeitsrechtes des Verstorbenen, als familienrechtliches Persönlichkeitsrecht der Hinterbliebenen oder als ein aus der Fortentwicklung eines familienrechtlichen Fürsorgeverhältnisses sich ergebendes „Bewahrungsrecht“ zugestanden.

Es zeigen sich nunmehr Bestrebungen, das Problem stärker auf eine öffentlich-rechtliche Ebene zu verschieben. So will man neuerdings die Rechtfertigung für eine ohne oder gegen den Willen der Angehörigen durchgeführte

innere Leichenschau aus einem Berufsrecht des Arztes ableiten, weiterhin aus dem Gesichtspunkt der Güter- und Pflichtenabwägung oder aus dem Gesichtspunkt des öffentlichen Interesses. Im wesentlichen argumentiert man dabei mit dem Gesichtspunkt des überwiegenden Interesses, das die Wissenschaft zur Aus- und Fortbildung der Ärzte und zur Klärung der klinischen Diagnose an einer Leichenöffnung habe. Demgegenüber ist zu sagen, daß das Rechtsprinzip der Güter- und Pflichtenabwägung schon deshalb nicht als Unrechtsausschließungsgrund gelten kann, weil die Öffnung einer bestimmten Leiche sicher nicht als das einzige Mittel zur Erhaltung der Medizin angesehen werden kann. Diese Voraussetzung ist aber von den Gerichten bei der Zulassung des Grundsatzes der Güter- und Pflichtenabwägung immer als notwendig angesehen worden.

Das Berufsrecht des Arztes wird von dem weitergehenden Begriff des öffentlichen Interesses umfaßt; es stellt also keinen andersgearteten Sonderfall dar.

Wenn der Begriff des öffentlichen Interesses von maßgeblicher Seite in den Vordergrund gestellt wird, so muß demgegenüber gesagt werden, daß in einer derartigen allgemeinen Form ein öffentliches Interesse niemals anerkannt werden kann. Nach den betrüblichen Erfahrungen in der nationalsozialistischen Zeit, in der aus Gründen des öffentlichen Gemeinwohles letzten Endes alle Maßnahmen der Staatsgewalt als sittlich erlaubt angesehen wurden, und zwar auch solche, die von vornherein staatliche Willkür und Unsittlichkeit in sich trugen, haben wir allen Anlaß, gegenüber einer gesetzlichen Ausdehnung des öffentlichen Interesses wachsam zu sein.

Jeder verantwortungsbewußte Staatsbürger bejaht das Wohl der Gesellschaft und des Staates, dessen Mitglied er ist. Er fühlt sich auch durchaus verpflichtet, das Seine zur Hebung des öffentlichen Wohles beizutragen. Aber der Staatsbürger wünscht, daß er seinen Beitrag zur Förderung, Stärkung und Gesundung des öffentlichen Lebens freiwillig leisten kann. Er wünscht, daß Zwangsmaßnahmen des Staates im Einklang stehen mit der von der Verfassung geschützten Persönlichkeitssphäre des Einzelnen. Der Einwand, daß der Staat mit einem so umfassenden Begriff wie dem des öffentlichen Interesses nicht unbegrenzt die Persönlichkeitssphäre des Bürgers einschränken kann, sollte gerade in der hier vorliegenden Frage wirklich ernst genommen werden. Der Staat sollte es sich nicht zu leicht machen, das vielleicht durchaus berechtigte Interesse der Öffentlichkeit durch Zwang zu sichern, vielmehr sollte er es sich angelegen sein lassen, das Interesse des Bürgers für das öffentliche Wohl zu wecken und ihn zu echter Verantwortung zu erziehen. In diesem Zusammenhang ist es sehr aufschlußreich, daß in der Schweiz der Gesetzesvorschlag, die Reihenuntersuchungen im Rahmen der Bekämpfung der Tuberkulose für jeden Schweizer Staatsbürger obligatorisch zu machen, von der Mehrheit des Schweizer Volkes abgelehnt wurde. In Deutschland sind die Übergriffe des Staates in Sachen der Sterilisation, um nur ein Beispiel zu nennen, noch in frischer Erinnerung, und es ist erfreulich, daß Bestrebungen, das öffentliche Interesse in anderen Sachbereichen stärker gesetzlich zu verankern, auch bei uns auf starke Kritik gestoßen sind.

Wenn sich in der Frage der inneren Leichenschau Bedenken ergeben, so wird dies im besonderen verständlich, wenn wir von den neuen Errungenschaften der „Blut-

bank“, „Augenbank“, „Knochenbank“ usw. hören und jeder sich fragt, welche Grenzen vom Recht her wohl derartigen Bestrebungen im Hinblick auf die Persönlichkeitssphäre gesetzt sind. Heute noch auf freiwilliger Basis, könnte vielleicht morgen schon der obligatorische Charakter unter dem Aspekt des öffentlichen Interesses vollaufen sein.

Für den Christen ist das Problem der inneren Leichenschau mehr als nur ein Rechtsproblem. Wenn in den Erörterungen gegen das Bewahrungsrecht der Hinterbliebenen die Ansicht vertreten wird, daß die Abwehr vieler Kreise gegenüber der Sektion „meist aus ganz dumpfen und aus der nur mit Vorurteilen angehäuften Triebsschicht stammenden Gefühlen heraus, für die sich dann das Wort Pietät einstelle“, zu erklären sei, so muß demgegenüber mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß für den jenseitsgläubigen Christen der Leichnam nicht eine abgetane Sache ist. Unsere Ehrfurcht vor dem Leichnam verbinden wir mit dem Auferstehungsglauben, der letztthin den Angehörigen des Toten aus einer weiterwirkenden Verbundenheit mit ihm die Sorge um sein christliches Begräbnis, die Pflege der Grabstätte und das Gebet für den Toten von altersher als vornehmste Pflicht aufgibt.

Die Wiener Pfarren Die österreichische Abteilung des holländischen „Katholischen Institutes für kirchliche Sozialforschung“ hat über Anregung und in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Seelsorgeinstitut als einen ersten Bericht eine Darstellung der Entwicklung der Wiener Pfarren in der Zeit von 1932 bis 1952 vorgelegt.

Die Arbeit ist zugleich eine Festgabe für Kardinal Innitzer, der am 16. Oktober sein 20jähriges Bischofsjubiläum beging. Wie außerordentlich viel diese 20 Jahre, die Kardinal Innitzer Erzbischof von Wien ist, für die Entwicklung der Pfarrorganisation — und für die Verlebendigung der Pfarrgemeinde — bedeuten, erhellt aus der Tatsache, daß in dieser Zeit nicht weniger als 67 Pfarren und 25 Exposituren in der Wiener Erzdiözese neu errichtet wurden, d. h. mehr als in den vorangegangenen 150 Jahren seit Josef II.

Das holländische „Katholiek Sociaal-Kerkelijk Instituut“ wurde im Jahre 1946 von Prof. Zeegers mit der Hauptstelle in Den Haag gegründet. Grundgedanke war, daß die personell wie materiell sehr begrenzten kirchlichen Mittel nur dann zweckmäßig eingesetzt werden können, wenn sorgfältig auf die soziale Wirklichkeit Bedacht genommen wird, in welcher die Kirche ihre Seelsorge ausübt. Die soziale Wirklichkeit nicht bloß statisch, sondern dynamisch betrachtet in Richtung der zu erwartenden Entwicklungen und Verschiebungen. Die Errichtung neuer Pfarren, neuer Kirchen, Schulen, sozialer und caritativer Werke usw. wird auf diese Weise am richtigen Ort und in den richtigen Dimensionen erfolgen.

In Österreich hat das Institut seine Tätigkeit nach dem Besuch des bekannten Initiators der „Ostpriesterhilfe“, P. Werenfried van Straaten, aufgenommen. Es ist der Gedanke van Straatens, daß es heute im Zeichen der europäischen Schicksalsverbundenheit und Einigungsbestrebungen den Katholiken weniger denn je erlaubt ist, auf bloß nationaler, geschweige denn diözesaner Ebene zu denken. Heute müsse vielmehr das Ganze der europäischen katholischen Christenheit ins Blickfeld genommen und die vorhandenen Kräfte dort eingesetzt werden,

wo man sie am dringendsten braucht, sei es weil dort der Priestermangel besonders groß ist oder weil das Gebiet in den Entscheidungen der Zeit eine besondere Bedeutung hat. Da Österreich an einem empfindlichen Priestermangel leidet und zugleich an einer nicht unwichtigen Stelle in Europa liegt, ist daran gedacht, Priester aus Westeuropa (vor allem kommen Holland und Belgien hier in Betracht) zu entsenden. Die Arbeit des Institutes auf österreichischem Boden hat also ganz spezifische Gesichtspunkte.

Die Mängel der kirchlichen Organisation — viel zu groß, weil viel zu wenig Pfarren — waren lange vor 1932, dem Jahr, in welchem durch Kardinal Innitzer die neue Entwicklung einsetzte, erkannt worden (Prälat Heinrich Svoboda, Großstadtseelsorge, 1909, und Prälat Jakob Fried, Die Wiener Seelsorgenot, 1929). Doch war die Errichtung neuer Pfarren infolge der Abhängigkeit der Kirche vom Staat, der für jede Pfarre finanziell aufzukommen hatte, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Immerhin wurden in den Jahren 1933 bis 1937 dreizehn neue Pfarren im Stadtgebiet von Wien errichtet. Für eine raschere Entwicklung machte das Jahr 1938, das die jahrhundertalte Verbindung mit dem Staate löste, die Bahn frei. Ein einziges Jahr — 1939 — brachte die Errichtung von 21 Pfarren in Wien. Im Ganzen ergibt sich folgendes Bild:

	Ges. Erzdiözese	Stadtgebiet (i. d. Grenzen v. 1937)
Stand 1932:	533 Pfarren	78 Pfarren
Zuwachs 1932—1952	67 „ + 25 Exposituren	41 „ + 5 Exposituren
Stand 1952:	600 Pfarren + 25 Exposituren	119 Pfarren + 5 Exposituren

Auf Groß-Wien entfallen 197 Pfarren und 10 Exposituren.

In einem zweiten Teil stellt die Untersuchung dem gegenwärtigen Zustand das Bedürfnis gegenüber. Als Maßstab dienten die Grundsätze, die seinerzeit Prälat Svoboda angegeben hat. Als richtige Pfarrgröße hatte Prälat Svoboda eine Zahl zwischen 2000 und 6000 Seelen bezeichnet. Wenn der Klerus entsprechend verstärkt wird, könne diese Zahl äußerstenfalls bis 10.000 ansteigen. Nach diesem Maßstab hätte Wien im Jahre 1932 für seine 1 738 000 Katholiken mindestens 174 Pfarren benötigt, während es bloß 78 besaß. Die Durchschnittsgröße der Pfarre lag bei 23 400.

Im Jahre 1952 besitzt Wien in den Grenzen von 1937 für 1 277 000 Katholiken (errechnet aus dem Schematismus 1952) 124 Pfarren bzw. Exposituren. (Die stark verminderte Zahl der Katholiken ist aus der starken Abwanderung nach Westen und der Abfallsbewegung der NS-Zeit zu erklären.) Nach dem angenommenen Maßstab würden 128 Pfarren benötigt, also bloß um vier mehr als vorhanden sind. Die Durchschnittsgröße der Pfarre beträgt nur mehr 10 200 Seelen.

Diese Durchschnittsrechnung ist allerdings, wie der Bericht des Forschungsinstitutes betont, sehr unzulänglich. Denn es gibt Pfarren, die viel kleiner sind als 10 000 Seelen und wegen ihrer Lage oder der Kleinheit des Kirchengebäudes bestimmt nicht vergrößert werden können. 44 Pfarren hingegen haben eine Größe zwischen 10 000 und 20 000 und weitere 14 Pfarren von mehr als 20 000

(bis über 26 000). Sieht man daher auf die heute vorhandenen Pfarrsprengel, dann wären 72 neue Pfarren nötig (44 + zweimal 14), eine Zahl, die allerdings durch eine neue Abgrenzung der Pfarrsprengel vielleicht nicht unwesentlich herabgedrückt werden könnte.

In diesem Zusammenhang gibt der Bericht zu erwägen, ob man nicht in den Fällen, wo vorhandene große Pfarren aus baulichen oder sonstigen Gründen nicht weiter geteilt werden können, dem Bedürfnis nach Kirchenraum durch Errichtung kleinerer Gottesdienststellen entgegenkommen könnte. Immer mehr setzt sich ja der Gedanke durch, daß die Kirche heute zu den Menschen wird gehen müssen statt umgekehrt.

Was die künftige Entwicklung betrifft, so werden viele Pfarren durch die notwendige städtebauliche Sanierung in ihrer Seelenzahl abnehmen. In dem soeben erschienenen Werk des Leiters der Wiener Stadtplanung, Prof. Brunner, „Stadtplanung Wien“, wird damit gerechnet, daß in den kommenden Jahrzehnten 440 000 Bewohner Wiens in neue Wohnbezirke werden umsiedeln müssen, um Sanierungsprojekten Raum zu geben. Es ist klar, daß sich die kirchliche Seelsorgeplanung eingehend mit diesen Projekten wird befassen müssen, um den Kirchenbau und die Pfarrorganisation darauf abzustimmen.

Aus Süd- und Westeuropa

Zur Kardinals-
ernennung vom
29. November

Papst Pius XII. gab am 29. November die Ernennung von 24 Kardinalen bekannt, die mit Ausnahme der Nuntien in Paris und Madrid im Konsistorium am 12. Januar 1953 den roten Hut empfangen und Mitglieder des Heiligen Kollegiums werden. Diese Ernennung ist die erste seit dem Konsistorium vom 18. Februar 1946.

Namen und Alter

Es wurden ernannt (in Klammern das Geburtsjahr): 1. Carlo Agostini, Patriarch von Venedig (1888), 2. Celso Costantini, Erzbischof und Sekretär der Kongregation der Propaganda Fide (1876), 3. Augusto Alvaro da Silva, Erzbischof von San Salvador in Bahia, Brasilien (1876), 4. Gaetano Cicognani, Erzbischof und Nuntius in Spanien (1881), 5. Angelo Giuseppe Roncalli, Erzbischof und Nuntius in Frankreich (1881), 6. Valerio Valeri, Erzbischof und Assessor der Kongregation für die Orientalische Kirche (1883), 7. Pietro Ciriaci, Erzbischof und Nuntius in Portugal (1885), 8. Francesco Borgongini-Duca, Erzbischof und Nuntius in Italien (1884), 9. Maurice Feltin, Erzbischof von Paris (1883), 10. Marcello Mimmi, Erzbischof von Neapel (1882), 11. Carlos Maria della Torre, Erzbischof von Quito, Ecuador (1873), 12. Alois Stepinac, Erzbischof von Zagreb (1898), 13. Georges Grente, Erzbischof und Bischof von Le Mans, Frankreich (1872), 14. Giuseppe Siri, Erzbischof von Genua (1906), 15. John F. d'Alton, Erzbischof von Armagh und Primas von All-Irland (1882), 16. J. Francis McIntyre, Erzbischof von Los Angeles (1886), 17. Giacomo Lercaro, Erzbischof von Bologna (1891), 18. Stefan Wyszyński, Erzbischof von Gnesen und Warschau und Primas von Polen (1901), 19. Benjamin de Arriba y Castro, Erzbischof von Tarragona (1886), 20. Fernando Quiroga Palacios, Erzbischof von Santiago de Compostela, Spanien (1900), 21. Paul Leger, Erzbischof von

Montreal, Kanada (1904), 22. Crisanto Luque, Erzbischof von Bogota, Columbien (1889), 23. Josef Wendel, Erzbischof von München und Freising (1901), 24. Alfredo Ottaviani, Assessor der Kongregation des Hl. Offiziums (1890).

Die Nationen

Nach dieser Ernennung zählt das Kardinalskollegium wieder 70 Mitglieder, und zwar 6 Kardinal-Bischöfe, 50 Kardinal-Priester und 14 Kardinal-Diakone. Sie gehören folgenden Nationen an: Italien 27, Frankreich 7, Spanien und Vereinigte Staaten von Amerika je 4, Brasilien 3, Argentinien, Kanada und Deutschland je 2, Armenien, Australien, Belgien, Chile, China, Columbien, Cuba, Ecuador, England, Holland, Irland, Jugoslawien, Österreich, Peru, Polen, Portugal, Portugiesisch-Afrika, Syrien, Ungarn je einer. Jugoslawien, Columbien und Ecuador haben erstmalig einen Kardinal erhalten. Nach Kontinenten gezählt, gibt es nunmehr 49 Kardinäle in Europa, 10 in Süd- und Mittelamerika, 6 in Nordamerika, 3 in Asien, je 1 in Afrika und Australien. Daran ist die Vermehrung der südamerikanischen Kardinäle am auffälligsten.

Gleichzeitig mit der Ernennung der Kardinäle wurde bekanntgegeben, daß der Sekretär für außerordentliche Angelegenheiten im Päpstlichen Staatssekretariat, Domenico Tardini, und der Unterstaatssekretär Giovanni Montini zu Pro-Sekretären im Päpstlichen Staatssekretariat ernannt wurden. Sie behalten ihre Geschäftsbereiche bei.

Das Verhältnis zwischen Italienern und Nicht-Italienern wird nach dem Konsistorium genau dasselbe sein wie nach dem Konsistorium von 1946. Die Zahl der in Rom residierenden sog. Kurienkardinäle wird sich wahrscheinlich um die 7 Neuernannten erhöhen, die nicht Diözesanbischöfe sind. Die Kardinalsernennung läßt also keine Schlüsse auf eine Umorganisation der Päpstlichen Kurien zu, von der seit langem immer wieder gesprochen worden ist.

Kardinäle in Haft

Bei den beiden neuen Kardinälen, die jenseits des Eisernen Vorhangs leben, erhebt sich die Frage, ob sie zum Konsistorium nach Rom reisen können. Falls das nicht möglich ist, könnte ihnen der rote Hut und damit die Mitgliedschaft im Kardinalskollegium auch an Ort und Stelle zuteilwerden, sofern dem damit Beauftragten die Einreise nach Polen bzw. Jugoslawien gestattet wird. Nun hat auch das letztere Land inzwischen die diplomatischen Beziehungen mit dem Heiligen Stuhl abgebrochen. Gerüchte, denen zufolge der Erzbischof von Zagreb als Kurienkardinal nach Rom berufen werden würde, was Tito dem Heiligen Stuhl schon vor Jahren angeboten hat, entbehren bisher der Grundlage. Erzbischof Stepinac hat im Gegenteil angekündigt, daß er nicht nach Rom fahren werde, wenn er dieserhalb die Regierung um Erlaubnis fragen muß und wenn seine Rückkehr nicht gesichert ist. Die Entscheidung darüber liegt also bei der Regierung.

Es ist übrigens nicht das erste Mal in der Geschichte, daß der Kardinalshut an Bischöfe verliehen wird, die sich in Haft befinden. 1535 ernannte Papst Paul III. den später heiliggesprochenen Bischof John Fisher zum Kardinal, während dieser unter Heinrich VIII. im Tower schmachtete. Der König antwortete zynisch, er werde den Kopf des neuen Kardinals zum Konsistorium nach Rom sen-

den und ließ ihn tatsächlich fünf Wochen später enthaupten. Im Jahre 1874 wurde Erzbischof Graf Ledochowski von Posen durch Pius IX. zum Kardinal erhoben, während er auf der Festung Ostrowo saß. Die preußische Regierung entließ den Kardinal erst nach zwei Jahren und wies ihn dann aus, worauf er als Kurienkardinal nach Rom berufen wurde.

Widerhall in der katholischen Welt

Jede Kardinalsernennung wird in der katholischen Welt, je nachdem, mit Freude oder mit ehrfurchtsvollem Schweigen entgegengenommen, während sie in der übrigen Welt als vorwiegend politisches Ereignis betrachtet wird. Das ehrfurchtsvolle Schweigen oder auch der gedämpfte Widerhall bei den Katholiken ist diesmal vor allem in den Vereinigten Staaten und in Deutschland zu beobachten. Dort stellt man fest, daß die Zahl der amerikanischen Kardinäle von 1946 nicht wiederhergestellt wurde, deutet dies aber mit Recht als betonte Vorsicht gegenüber allen Verdächtigungen aus dem Osten. In Deutschland hätte man sich gefreut, wenn den tapferen Berliner Katholiken, zu denen sich in diesem Falle die ganze deutsche Ostzone gerechnet hätte, durch die Erhebung ihres Bischofs ein Zeichen der Ermutigung zuteil geworden wäre. Auch das traditionell von einem Kardinal innegehabte Erzbistum Prag ist übergegangen worden.

Politische Erwägungen der Weltpresse

Die letztere Tatsache hat besondere Spekulationen in der Weltpresse ausgelöst. Warum Wyszynski und Stepinac, aber nicht Beran, so fragt man sich. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß die ganze Fragestellung der Weltpresse insofern einseitig ist, als sie voraussetzt, daß die Päpste den höchsten Senat der Kirche ausschließlich nach politischen Gesichtspunkten ergänzen. Selbstverständlich ist in Wirklichkeit das Allgemeinwohl der Kirche der ausschlaggebende Gesichtspunkt. Immerhin liegen politische Rücksichten im Rahmen dieses Interesses, so daß man von einer kirchlichen äußeren Politik sprechen kann. Und ebenso gibt es eine innere Kirchenpolitik, wenn man darunter die Verfolgung der großen Ziele versteht, die sich die Päpste in Ausübung ihres Hirtenamtes stecken müssen; denn das Hirtenamt ist mehr als bloße Kirchenverwaltung. In den Kardinalsernennungen pflegen deshalb, wenigstens mitunter, die in diesem Sinne „politischen“ Absichten der Päpste sichtbar zu werden. Als man Leo XIII. fragte, welche Linie er in seinem Pontifikat einschlagen werde, soll er geantwortet haben: „Warten Sie meinen ersten Kardinal ab.“ Dieser Kardinal war bekanntlich John Henry Newman. Und die Kirchengeschichte charakterisiert Leo XIII. im allgemeinen als denjenigen Papst, der als erster die Wiederbegegnung zwischen der Kirche und der modernen Welt suchte und fand.

Der Erzbischof von Prag

Aus solchen Erwägungen kann man verstehen, wenn die Presse sich bemüht, auch aus den gegenwärtigen Kardinalsernennungen etwas über die Politik des regierenden Papstes herauszulesen. So ist die Tatsache, daß der Erzbischof von Prag sich nicht unter den neuen Kardinälen befindet, während seine Leidensgenossen in Warschau und Zagreb den Purpur erhielten, als „demonstrative Vertrauenskundgebung“ des Heiligen Stuhles für die Haltung der beiden letzteren Bischöfe bezeichnet

worden, die entschiedener gewesen sei als die Haltung von Erzbischof Beran, der nach der Machtübernahme Gottwalds im Jahre 1948 im St. Veitsdom ein Tedeum abhielt und dadurch als erster Bischof des Ostens eine versöhnliche Geste machte. Insbesondere wird die Ernennung von Erzbischof Stepinac dahin kommentiert, daß der Heilige Stuhl keine Änderung seiner Haltung gegenüber dem Regime Tito beabsichtige. Nun, dieser Kommentar ist zu einem Teil sicher nicht richtig und zum andern nicht neu. Es liegt ja gar nicht in der Macht des Heiligen Stuhles, die Haltung der Kirche gegenüber Tito zu ändern, sondern ausschließlich am Staatschef Jugoslawiens, die Verfolgung einzustellen. Der „Osservatore Romano“ hat schon oft betont, daß das Problem der Beziehungen zu Jugoslawien keineswegs nur die Person von Msgr. Stepinac betrifft. Und was die Unterscheidung zwischen den verschiedenen Bischöfen im Osten angeht, die dem Heiligen Stuhl insinuiert wird, so zeigt sich in der ganzen Art, wie der Kardinalprimas von Polen sich gegenüber der Regierung seines Landes verhalten hat, daß der Heilige Stuhl wie mit jeder anderen, so auch mit einer kommunistischen Regierung Verhandlungen führt oder zuläßt und zu Abkommen bereit ist, wenn sie zum Ziel haben, die unaufgebbaren Rechte der Kirche zu sichern, und daß er in einem solchen Falle auch vertretbare Kompromisse schließt. Es ist also sicherlich unrichtig und, davon abgesehen, taktlos gegenüber dem zum Schweigen verurteilten Erzbischof von Prag, wenn die Journalisten hier Lob und Tadel verteilen. Viel eher müßte man sein Augenmerk darauf richten, daß die Erzbischöfe von Warschau und Agram im gegenwärtigen Augenblick noch die Möglichkeit haben, in ihrem Lande, wenn auch in je verschiedener Weise, Autorität und sogar eine ganz entscheidende Autorität auszuüben, während dem Erzbischof von Prag nur mehr der unsichtbare Purpur eines Martyriums verblieben ist. In seinem Falle wäre die Erhebung zum Kardinal wirklich nur eine „demonstrative Geste“ gewesen, die der Heilige Vater nicht vollzogen hat.

„Mittlere Linie“

So ergiebig diese Tatsache für die Presse war, so wenig konnte man aus den übrigen Ernennungen mehr herauslesen, als daß der Papst eine „mittlere Linie“ eingehalten hat: Weder seien die Wünsche „des italienischen Klerus“ nach einer italienischen Majorität noch die „mancher Kreise des Auslandes“ nach einer flotteren Internationalisierung erfüllt worden, weder seien soviel Kurienkardinäle ernannt worden, wie es vordem gab, noch sei ihre Zahl definitiv reduziert worden, weder seien die Kardinäle im Durchschnitt überaltert noch auffallend jung, kurzum, es gibt keine Möglichkeit, etwas besonders Merkwürdiges zu finden, es sei denn, daß der oder jener Prälat in oder außerhalb von Rom nicht Kardinal wurde. Die Tradition hat also gesiegt, jedoch ist in bezug auf die Internationalität des Kardinalskollegiums über die Linie von 1946 nicht zurückgegangen worden.

Geänderte Kardinalsgewandung

So bleibt für die Presse nichts Sensationelles übrig, wenn man nicht darin wenigstens einen schwachen Ersatz findet, daß die Kleidung der Kardinäle geändert wurde. Sie werden in Zukunft statt Seide nur mehr Wolle tragen, und ihre Schleppe wird um die Hälfte kürzer sein. Auch

dies ist eine „mittlere Lösung“. Die einen werden es bedauern, daß mit der bisherigen Kleidung und ihrem moiréseidenen Glanz wieder ein kleines Stück europäischer Kultur ins Grab sinkt, die anderen werden finden, daß die rote Pracht des Kardinalgewandes auch im neuen Stoff und Schnitt noch eine versunkene Zeit der Geschichte konserviert. Wie es scheint, richtet sich das Urteil über diese Anordnung in der Hauptsache danach, inwieweit seine jeweiligen Urheber sich der europäischen, insbesondere der lateinisch-romanischen Kultur noch innerlich verbunden fühlen, wobei weder die einen noch die anderen deswegen schlechtere Katholiken sein müssen.

Das Ende von Nomadelpia Nomadelpia, die kühne Gründung des italienischen Priesters Don Zeno Saltini, besteht nicht mehr. Die Herder-Korrespondenz hat über diese Siedlung für heimatlose Kinder verschiedentlich berichtet (vgl. 5. Jhg. S. 557, 6. Jhg. S. 302 und 494). Sie verdankte ihren Ursprung nicht der vom Glauben erleuchteten caritativen Vernunft wie andere Einrichtungen der katholischen Wohltätigkeit, sondern dem Ungestüm eines Herzens, das von maßloser Liebe zu den Ärmsten der Armen ergriffen war und ihnen aus Impuls und Intuition zu helfen suchte. Darum strahlte Saltini auch soviel Anziehungskraft auf seinesgleichen aus und fand Männer und Frauen, die ihm beistanden. Die Siedlung Nomadelpia war in vieler Beziehung etwas Einmaliges. Sie existierte ohne ausgeglichenen Haushaltsplan, bot den Kindern nicht ein Waisenhaus, sondern eine neue Familienheimat bei Vätern und Müttern, verwirklichte als ganze die Idee des christlichen Kommunismus, bediente sich mancher Erziehungsgrundsätze, die in der katholischen Pädagogik nicht üblich waren und Bedenken erregten.

Pädagogisch-pastorale und wirtschaftliche Gründe waren es wohl auch, die im vergangenen Jahre zur Abberufung von Don Zeno durch den Heiligen Stuhl führten. Daraufhin konstituierte sich die Gemeinschaft als weltliche Vereinigung. Die weitere Geschichte hat Gunnar Kumlien im Dezemberheft der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ (7. Jhg. S. 936) erzählt. Sie bestand in zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, im Nachlassen der Hilfe von außen, in Verdächtigungen seitens der Kommunisten und Bedenken seitens hoher Mitglieder des Klerus (im Gegensatz zu dem guten Ruf, den Nomadelpia in Rom genoß) und endete damit, daß die Vereinigung schweren Herzens sich auflöste und die Polizei die Kinder in Waisenhäuser überführte.

Diesen Abschied beschreibt Kumlien: „Die Polizei hatte freilich nicht mit den Kindern gerechnet, die sich verzweifelt an ihre weinenden Mütter klammerten, sie rüttelten und heulten: ‚Mama, warum verkaufst du mich? Was habe ich getan, um so behandelt zu werden?‘ Viele von ihnen sind geflohen und haben sich in der armseligen Kirche von Nomadelpia versteckt, ehe sie dort von den Polizisten entdeckt wurden.“

Dies also ist der Preis, der für den Sieg der Vernunft über die Intuition des Herzens bezahlt wurde. Wie Kumlien es darstellt, war Nomadelpia ein Einbruch christlicher Liebe in die soziale Monopolstellung der italienischen Kommunisten und deshalb vor allem ihnen unbequem. Kardinal Schuster wiederum warnte seine Gläubigen vor Nomadelpia, weil dort ein „kommu-

nistischer Mystizismus“ geistere. Die Laien von Nomadelpheia aber wollten treue Kinder der Kirche sein und bleiben. Sie lehnten deshalb ein kommunistisches Hilfsangebot von zunächst 30 Millionen Lire ab. Sie beriefen sich andererseits darauf, daß die Untersuchungskommission des päpstlichen Nuntius in Italien ihnen ihre Rechtgläubigkeit bestätigt und ihr Werk höchst belobigt und daß man sie niemals unter vier Augen gewarnt hatte, ehe der Kardinal von Mailand den Schritt in die Öffentlichkeit tat. Jetzt also sind sie von Nomadelpheia weggegangen und haben soviel Kinder mitgenommen, wie sie glauben durch ihre Arbeit ernähren zu können. Die wohlmeinende Bourgeoisie, die Saltini von Anfang an einen Narren nannte, hat recht behalten. Und doch ist dieses Ende, um der Kinder willen, beschämend.

Don Saltini mußte vor dem Gericht in Bologna einen Prozeß über sich ergehen lassen. Er ist am 21. November wegen erwiesener Unschuld freigesprochen worden.

Vom Leben der Priester-Arbeiter in Frankreich

Im Laufe des letzten Jahres haben mehrere katholische Zeitungen und Zeitschriften verschiedener Länder über die französischen Priester-Arbeiter geschrieben, und in Frankreich hat Gilbert Cesbron, nachdem er zwei Jahre hindurch jede Woche einen Abend und eine Nacht in der Gesellschaft solcher Priester verbracht hatte, dieses Leben und Erleben in der Form eines Romans erzählt.

In Deutschland spricht man von ihnen meist als den französischen Arbeiterpriestern. Aber dies Wort erweckt die falsche Vorstellung, als seien sie, freilich auf neue Art, Seelsorger der Arbeiter oder Arbeiter geworden, um unter den Arbeitern Seelsorge ausüben zu können. Das trifft für einen großen Teil von ihnen nicht zu, jedenfalls ist es nicht ihre nächstliegende und eigentliche Absicht. Natürlich nehmen sie jede Gelegenheit wahr, Seelsorge auszuüben. Aber das Milieu, in dem sie sich entschlossen haben zu leben, ist so fern von Gott, daß dort im allgemeinen gar kein Bedürfnis nach Seelsorge besteht, und gerade diese Tatsache war es, die sie drängte, den äußeren Habitus des Priesters und Seelsorgers abzulegen und Arbeiter zu werden. Was wollen sie dann aber? Man drückt es heute meist so aus: Sie wollen die Gegenwart Christi inmitten dieses Milieus bezeugen. Sie wollen zunächst nichts anderes als dasein und nur durch ihr Leben und Beispiel Zeugnis geben.

Das Ziel

Die Priester-Arbeiter verfolgen ein Ziel, das einerseits bescheidener, andererseits und im letzten aber viel weiter gesteckt ist als das eines Seelsorgers, selbst eines Bannmeilen-Pfarrers, wie ihn Pierre Lhande vor zwanzig Jahren beschrieb. Sie nehmen zur Kenntnis, daß die Welt der Arbeiter, in der sie leben, radikal atheistisch ist. Man kann diese Welt nicht einmal mehr eine entchristlichte nennen; denn die Generation, die sie heute dort vorfinden, war nie mehr in ihrem Leben christlich, sondern weiß von Christus nur soviel, daß das ein Name ist, nach dem sich eine Kirche nennt, von der sie fest überzeugt sind, daß es sich um eine kapitalistisch-bourgeoise Organisation handelt. Aber auch diese Organisation kennen sie nicht weiter. Sie haben nur im Gefühl, wie die Vertreter dieser Organisation zu reden pflegen. Unter diesen Umständen wäre es

also völlig aussichtslos, zu reden. Man würde damit nur noch mehr verderben. Man würde bestenfalls den einen oder anderen gewinnen, was übrigens tatsächlich vorkommt. Viele dieser Arbeiterpriester haben abends bei der heiligen Messe auf ihrem Zimmer oder vielmehr ihrer Bude eine kleine Gemeinde um sich. Aber das bedeutet für das Ganze dieser Welt so gut wie nichts. So glauben sie, man werde lange Zeit, vielleicht jahre- und jahrzehntelang, damit zufrieden sein müssen, einfach dazusein und vorzuleben und den Boden für eine zukünftige Mission zu bereiten, ein Klima, eine Atmosphäre zu schaffen, in dem dann einmal Worte wieder glaubwürdig werden.

Es ist nämlich das Ziel dieser Priester, nicht ein paar einzelne aus dieser Welt heraus zu bekehren, sondern diese Welt zu bekehren. Für sich selbst hoffen sie nicht mehr, als daß sie die Kirche und dieses Proletariat ein paar Schritte weit einander näherbringen. Es ist eine Mission, die geduldiger unternommen werden und vielleicht langsamer zum Ziel getrieben werden muß als die Bekehrung Japans. Aber es ist das Großartige an dieser Sache, daß einige es gewagt haben, überhaupt an solch eine Chance zu glauben und sich dafür in die Fundamente einmauern zu lassen. Die Priester-Arbeiter wollen möglichst wenig von sich geredet haben. Sie fühlen sich noch nicht einmal als missionarische Pioniere, sondern eher als verzelte Saatkörner, die in die Tiefe gesenkt werden wollen.

Die Zahl der Priester-Arbeiter

Es gibt heute etwa hundert Priester-Arbeiter in Frankreich. Sie leben und wirken durchaus nicht alle in der gleichen Weise. Die älteste Gemeinschaft von ihnen ist die „Mission de Paris“, die 1943 von Abbé Godin begründet wurde. Sie zählt 25 Mitglieder. 18 von ihnen arbeiten in Fabriken, die übrigen üben eine mehr geistige Tätigkeit aus. Daran sieht man schon, daß es nicht die Hauptsache ist, welche Arbeit der einzelne tut, sondern daß er inmitten der Arbeiter und wie ein Arbeiter lebt; d. h. in einem Arbeiterviertel, in einem Arbeiterhaus, in einem äußerst primitiv möblierten Raum, in Arbeiterkleidung, mit Arbeitereinkommen und vor allem, daß er so gut wie ausschließlich mit Arbeitern verkehrt; denn darin stimmen alle Berichte überein, daß die Arbeiterschaft der französischen Industriestädte ganz und gar abseits der übrigen Nation lebt, so streng von ihr getrennt wie nirgends sonst in Nord- und Westeuropa. Daraus erklärt man auch die unerschütterliche Position des Kommunismus in der französischen Arbeiterschaft.

Außer in Paris gibt es Priester-Arbeiter in den Diözesen Lille, Nancy, Autun, Lyon, Limoges, Bordeaux, Toulouse, Marseille, Chambéry, Tarentaise und Maurienne, vielleicht noch in einigen anderen. Es sind meist ganz wenige Priester, zwischen zwei und etwa zwölf. Wenn sie nicht in kleinen Gruppen leben, wie die meisten in Paris es tun, stehen sie jedenfalls alle in engem Kontakt mit ihren Bischöfen, manchmal auch mit der benachbarten Pfarrei. Ja es kommt vor, daß der eine oder andere Vikar einer Pfarrei mehrere Monate im Jahr oder auch ganz und gar als Priester-Arbeiter lebt. Auch einige Landpfarrer leben als Land- oder mindestens als Saisonarbeiter. Unter den Priester-Arbeitern sind auch ein paar Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner und Dominikaner. Verschiedene Mitglieder der „Mission de la mer“ sind als Seeleute angeheuert.

Von den übrigen unterscheiden sich die Mitglieder der Gesellschaft der „Petits Frères du Sacré-Coeur“, auch „Petits Frères du Père de Foucauld“ genannt. Die Genossenschaft, deren meiste Mitglieder nicht Priester sind, hat eine Anzahl von Niederlassungen mit jeweils fünf bis sieben Brüdern in Nordafrika und im Nahen Osten, aber auch in französischen Städten. Sie führen ein kontemplatives Leben, verdienen aber in den Städten ihren Unterhalt durch Fabrikarbeit, die für sie dieselbe Rolle spielt wie die Landarbeit für die Mönche des frühen Mittelalters.

Das Wagnis der Mission

Das Wagnis aller dieser Männer ist es wert, daß man es nicht nur mit Sympathie oder besser im Sinne christlicher Brüderlichkeit begleitet, sondern auch über seine Chancen nachdenkt. Es ist entscheidend dafür, daß der französische Episkopat nach wie vor die Priester-Arbeiter ermutigt. Daran hat auch die Verlautbarung nach dem 28. Mai 1952 nichts geändert, in der mißbilligt wurde, daß zwei Priester an der Demonstration der Kommunisten aus Anlaß der Ankunft von General Ridgway in Paris teilgenommen haben. Aber was das Risiko dieser Mission betrifft, so macht sich der französische Episkopat offenbar die Ansicht zu eigen, die Mauriac in diesem Zusammenhang geäußert hat: „Hat es schon jemals eine Mission ohne Risiko gegeben? Der Apostel hat sich für dauernd den Sündern ausgeliefert. Er hat sich für immer mit Leib und Seele für seine Brüder exponiert.“

Das Risiko besteht zunächst darin, daß der eine oder andere dieser Priester der persönlichen Verführung nicht gewachsen sein könnte, die von diesem Milieu ausgeht. Denn da gibt es ja nicht nur Arbeiter mit Standesbewußtsein, da gibt es auch alle Sorten gescheiterter Existenzen; nicht nur Arbeit, sondern auch wilde, primitive Lebensgier. Tatsächlich sind in den zehn Jahren, seitdem es Priester-Arbeiter gibt, einige ihrem Beruf untreu geworden. Man ist deshalb dazu gekommen, eine strenge Auswahl unter den Anwärtern zu treffen.

Das größere Risiko liegt darin, daß der Priester-Arbeiter mit der Zeit dem spezifischen Denken seiner Kameraden verfällt, daß er immer weniger als Priester und immer mehr als Proletarier denkt, daß ihm das Soziale immer wichtiger und das Religiöse immer hoffnungsloser vorkommt, daß er schließlich zu einem christlich gefärbten Marxisten wird. Dieser Befürchtung hatte der 28. Mai starken Auftrieb gegeben. Es ist gar keine Frage, daß ein Mensch, noch dazu ein ideal gesinnter Priester, der jahrelang in diesem Milieu gelebt und das Elend mit eigenen Augen gesehen hat, kaum der Gefahr entgehen kann, die sozialen Probleme vereinfacht und ganz vom Standpunkt des Proletariats zu sehen.

Robert Barrat berichtet in „The Commonweal“ (7. November 1952) von einem Gespräch, das vielleicht als typisch gelten kann. Er fragte einen Priester-Arbeiter, was denn geschehen müßte, um dieses Proletariat aus seinem materiellen und geistigen Elend zu erlösen. „Er schaute mir ins Auge — mit dem Blick eines Mannes, der seine Antwort schon genau abgewogen hat — und sagte: ‚Revolution‘. Ich war etwas konsterniert. ‚Nicht Revolution im kommunistischen Sinne des Wortes. Aber ich denke, daß ein Angriff auf den Kapitalismus gemacht werden muß, auf das Geld, auf die Anarchie und den Druck des *laissez-faire*. Für all diese menschlichen Wesen ist es unmöglich,

als Christen zu leben, bis eine Gesellschaft wiedererstandene ist, die es ihnen möglich macht, als Menschen zu leben. Wie können die Seelen wachsen und sich entwickeln, wenn alles darauf hindrängt, sie zu versklaven. Hier in Montreuil kenne ich 900 Familien ohne Heim und 2800 Familien oder einzelne, die in Hotel-garni-Räumen leben — was für Räume und was für Hotels!“

Das Wesentliche und Typische dieser Aussage liegt darin, daß dieser Mann überzeugt ist, es werde sich ohne eine revolutionäre Attacke gegen das herrschende System nichts ändern. Und es wird bei vielen so sein, daß sie statt „System“ lieber „Chaos“ sagen und davon überzeugt sind, daß die besitzenden oder wenigstens im Einkommen fundierten Kreise, also die Mehrheit der Demokraten, freiwillig nichts Entscheidendes tun werden. Und diese Überzeugung kann dazu führen, daß sie selber Sozialrevolutionäre werden und den Klassenkampf als ultima ratio bejahen.

Deshalb hat ein nicht genannter Verfasser eines Aufsatzes in „Aspects de la France“ vielleicht in gewissem Sinne recht, wenn er schreibt: „Die Arbeiterklasse ist in eine Kampfhaltung verwickelt und in einer Ideologie verankert. Zwischen ihr und dem Priester liegt ein Fluß aus Feuer, den man nicht überschreiten kann, auch nicht mit Sympathie und Liebe: man würde darin umkommen und das Volk, das man retten wollte, mitreißen.“

Sicher besteht diese Gefahr; das Feuer, von dem hier die Rede ist, ist die soziale Revolution, die Anwendung von Gewalt, die ein Paulus nicht einmal im Falle buchstäblicher Sklaverei zugelassen hat. Aber darf man vor dieser Gefahr kapitulieren? Sie scheint übrigens nicht so groß zu sein, wie diejenigen sie machen, denen die Existenz dieser „deklassierten Priester“ ein beträchtliches Unbehagen verursacht. Denn sonst würde Frau Thorez-Vermeersch über die Arbeiter im Priesterrock nicht den Satz geschrieben haben, den N. Benckiser vor kurzem in „Wort und Wahrheit“ (7. Jhg. S. 872) zitierte: Diese Priester übten unter den Arbeitern eine „erniedrigende, zersetzende, demoralisierende, zum Verzicht auffordernde Tätigkeit“ aus. Die Gattin des Kommunistenführers von Frankreich würde den Philemonbrief des hl. Paulus sicher mit denselben Worten kennzeichnen. Man wird wohl doch mit weniger Grund für das soziale Gewissen dieser Männer fürchten dürfen als für dasjenige anderer Personen innerhalb der katholischen Gemeinschaft, auch was das Ärgernis und den unheilvollen Einfluß betrifft, der von ihnen ausgehen könnte. Und was die Kirche angeht, so hat sie zu keiner Zeit einen Seelsorger verurteilt, der irgendeiner kämpfenden Truppe Beistand leistete, mochte es sich um den Maquis handeln oder um eine imperialistische Armee. Sie wird auch wohl die Priester kaum zurückerufen, die, letzten Endes nun eben doch um der Seelen willen, zur Armee der Verzweifelten gestoßen sind, selbst wenn sie gelegentlich ein falsches Kommando geben sollten.

Streit um die Entchristlichung Frankreichs

Seit Abbé Godin und Abbé Daniel ihr Buch „France, pays de mission?“ veröffentlicht haben — die Herder-Korrespondenz hat bereits in ihrem 1. Jahrgang ihre Leser damit bekannt gemacht —, hat man begonnen zu verstehen, daß die religiöse Lage in den alten Ländern der Christenheit mit völlig neuen Methoden erforscht werden müsse, wenn man zur Wirklichkeit vordringen

will. Man hat begriffen, daß wir nicht mehr einfachhin christliche Völker und christliche Länder sind, daß das Christentum oft nur noch eine Konvention ist, ein Brauch, dem kein Glaube oder kein voller Glaube mehr entspricht. Auch in Deutschland hat ja P. Ivo Zeiger auf dem Mainzer Katholikentag 1948 den Ruf aufgenommen: „Deutschland Missionsland“ (vgl. Herder-Korrespondenz 3. Jhg. S. 6). Über die Arbeiten und Forschungsmethoden der neuen Wissenschaft der Religionssoziologie im Dienste der Seelsorge haben wir immer wieder berichtet. In Frankreich haben eingehende Einzelanalysen das Bild, das Godin und Daniel entworfen hatten, immer wieder bestätigt: völlige Glaubenslosigkeit in der Arbeiterschaft und in weiten Kreisen des Landvolks, und der Vollzug der kirchlichen Zeremonien, insbesondere Taufe, Erstkommunion und Begräbnis, schon viel seltener auch kirchliche Trauung, nur noch aus Tradition, „weil man es eben so macht“, und manchmal auch aus Aberglaube: „es könnte sonst Unglück bringen!“ Dazu die Unkenntnis der Glaubenswahrheiten auch bei den noch gläubigen Schichten und die allgemeine große Gleichgültigkeit unserer Zeit gegenüber dem übernatürlichen Bereich.

Optimistische Sicht

Aber diese Erkenntnisse sind unbequem und auch beschämend. Frankreich z. B. hat sich tief in seiner Ehre getroffen gefühlt, als General Eisenhower, nach einer Meldung in „Le Monde“ im Juli des vergangenen Jahres, gesagt hat, 50% aller Franzosen seien Agnostiker oder Atheisten, um daraus die Folgerung zu ziehen, daß „die sittliche Kraft der Franzosen zerfalle“. Das „Institut Français d'Opinion Publique“ hat daraufhin eine Enquête durchgeführt, um das Gegenteil zu beweisen; ihr Ergebnis ist in seinen wesentlichen Teilen in der Novembernummer der Zeitschrift „Réalité“ veröffentlicht worden. Was die Enquête zutage gefördert hat, ist im ganzen nicht überraschend. Interessant und außerordentlich bezeichnend ist aber die Interpretation, die man diesen Ergebnissen gegeben hat, je nachdem, ob man sehen will oder lieber nicht sehen will.

„Réalité“ selber kommt zu dem Ergebnis, Frankreich sei „außerordentlich gläubig“, und es sei „bemerkenswert, bis zu welchem Grad das heutige Frankreich katholisch und religiös ist“. Gewisse wohldenkende Kreise greifen diese Feststellung mit Freuden auf. Die Wochenzeitung „La France Catholique“ (21.11.1952) gehört dazu. Gewiß wollen wir nicht dem bequemen guten Gewissen das Wort reden, sagt sie, aber es ergibt sich doch ganz deutlich, „daß eine Auffassung von Apostolat und religiöser Eroberung, die sich . . . auf die Pseudo-Notwendigkeit einer radikalen Strukturänderung (transformation) unter dem Vorwand eines ebenso radikalen Glaubensmangels in Frankreich stützen wollte, sich nur eben darin irren würde, daß sie für eine Situation spräche, die nicht existiert“. Denn: 50% sind ja noch normal praktizierende Katholiken (von den 80% Getauften allerdings), 95% haben ihre Erstkommunion gefeiert; 14% nennen sich eifrig, 37% normal, 17% lau und nur 26% nichtpraktizierend; 51% der Getauften erfüllen ihre Osterpflichten regelmäßig und 10% außerdem noch unregelmäßig, 91% lassen ihre Kinder taufen oder wollen sie taufen lassen, usw. Gewiß, so sagt „La France Catholique“, man kann daraus nicht schließen, daß diese alle einen hin-

reichend klaren Begriff von ihrem Glauben haben. Aber — und nur an dieser Stelle beruft sich die Zeitung auf Prof. Le Bras, den führenden französischen Religionsstatistiker, dessen Statistiken ein so düsteres Bild vom Christentum in der Gegenwart entwerfen — Le Bras hat gesagt, selbst in den Jahrhunderten, die wir die christlichen nennen, war die Situation sehr ähnlich: nicht praktizierter Glaube, Vorbehalte gegenüber der Kirche, mangelhafte Teilnahme an den Gottesdiensten, ungenügende Glaubenskenntnis und Glaubensverwirklichung. Gewiß!

Realistische Sicht

Aber in einer ganz kleinen Anmerkung am Schluß gibt auch „La France Catholique“ zu, daß „Réalité“ „oft recht weit entfernt von jeder klaren Idee über geistliches Leben (vie spirituelle) erscheint“. Und damit ist eigentlich die ganze Auslegung, die die Zeitschrift der Enquête zuteil werden läßt, gekennzeichnet. „Témoignage Chrétien“ (21.11.1952), die sich ebenfalls mit der Enquête von „Réalité“ auseinandersetzt, aber bei der Auswertung der Ergebnisse zu dem entgegengesetzten Resultat gelangt, formuliert es so: „Réalité hat einen sozialen Zustand, keinen Seelenzustand beschrieben.“ Oder auch: „Die Enquête des Institut français d'opinion publique fällt fröhlich Urteile über den Glauben auf Grund von Erklärungen, die letzten Endes nur die Sitten betreffen.“ Den Glaubensgrad eines Volkes festzustellen, ist allerdings ganz anders schwer und in gewissem Sinn unmöglich. Immerhin gibt es Anzeichen. Es fragt sich nur, welche. Die ganze Kunst der Rundfragen besteht eben darin, die richtigen Anzeichen herauszufinden. Die hier vorliegende Rundfrage hat nun nicht die richtigen und beweiskräftigen Anzeichen ausgewählt. Sie hat nur die „sozialen Gewohnheiten“ ins Licht gerückt. Eine Stenotypistin z. B. nennt sich normal katholisch, behauptet aber, sie brauche keinen Mittler zwischen Gott und sich. Jemand, der sich für „eifrig“ erklärt, behauptet, man könne ein guter Katholik sein, ohne zu praktizieren. Die richtige Deutung gibt dazu „Témoignage Chrétien“: „Katholisch sein bedeutet dann, daß man kein Atheist und kein Protestant ist.“

Was hätte die Rundfrage denn stattdessen wohl fragen können? Die regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst wäre an sich ein guter Maßstab; aber die Leute, die die Rundfrage durchgeführt haben, sagen selber, daß die Antworten mehr prinzipielle Einstellungen oder Absichten verraten, als daß sie der Wirklichkeit entsprochen hätten. Nicht gefragt worden ist nach irgendwelchem Glaubensakt, nach dem Verhältnis zum Credo; ebenso wenig nach dem Bewußtsein sozialer Verpflichtungen. So verrät eigentlich die Enquête selber nur wieder, was sie widerlegen will: das Fehlen jedes wirklichen Sinns für den religiösen Bereich.

Viel wirksamer als der oberflächliche Optimismus dieser Rundfrage ist es darum, wenn „Témoignage Chrétien“, trotzdem sie die Entchristlichung Frankreichs und unserer abendländischen Welt so stark betont, dann schließlich doch auf Zeichen der Hoffnung hinweisen kann, die aber an ganz anderen Punkten abzulesen sind: an der Rückkehr zur Bibel und der liturgischen Bewegung, am Aufstieg des Laientums und den missionarischen Bemühungen, an dem Willen, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und neue Wege zu entdecken, die dieser entsprechen.

**Gefährliche
Frauenzeitschriften**

Die französische Bischofskommission für Presse und Information hat am 5. November folgende, von der Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe Frankreichs gebilligte Erklärung veröffentlicht:

Gewisse Wochenschriften für Frauen, die sich „presse de coeur“ nennen, (es handelt sich um Zeitschriften mit billigen und kitschigen Liebesgeschichten — Anm., d. Schriftl.) sind schon vor Beginn des Krieges 1939 entstanden. Doch seit 1946 haben sie eine Verbreitung gefunden, die immer noch wächst. Die Gesamtheit der Magazine, die unter diese Kategorie fallen, hat eine wirklich erschreckende Auflageziffer erreicht: in den letzten Monaten hat diese Zahl wöchentlich 1 125 000 überschritten. Da jedes Exemplar von durchschnittlich drei Personen gelesen wird, kann man die Gesamtzahl der Frauen und Mädchen in Frankreich zwischen 15 und 45 Jahren, die sich Woche für Woche von dieser Literatur nähren, auf über 3 Millionen schätzen.

Ihren Erfolg verdankt sie — wenn wir von den mächtigen Propagandamitteln absehen — vor allem dem Umstand, daß sie eine krankhafte Sentimentalität und selbst niedere Instinkte in hinterlistiger und oft schamloser Weise ausnutzt, wobei das Bild noch den Text unterstützt; sie schmeichelt den niedrigsten Leidenschaften und der ungesunden Neugier.

Diese Druckerzeugnisse haben wegen ihrer Rentabilität leider reichliche Finanzierung gefunden.

Sie richten ihre Verheerungen in den Fabriken und Büros, den Schulen und vor allem den Heilstätten an, wo die andauernde Untätigkeit zu Träumereien und Mutlosigkeit führt und jegliche energische Reaktion schwieriger macht.

Man kann nicht umhin, sich Sorge zu machen über das, was sich in den Herzen dieser Frauen vorbereitet, die die Hüterinnen des Familienlebens, die Mütter der künftigen Generationen sind oder sein werden; denn die Themen, auf die die „presse de coeur“ am häufigsten zurückgreift, wenn auch oft in geschickter Einkleidung, sind vor allem folgende:

Die Reinheit des jungen Mädchens ist Gerede, höchstens gut genug für die Einfältigen und Zurückgebliebenen.

Die Ehe ist nichts anderes als ein erfolgreiches Liebesabenteuer.

Die eheliche Treue ist Schwindel.

Die Pflicht zu arbeiten ist veraltet; wenn man sich ihr entziehen kann, kommt es auf die Mittel wenig an.

Wozu soll man Wissen und Bildung erwerben, da es im Leben doch einzig und allein auf die sinnliche Liebe ankommt, usw.

Angesichts eines derart demoralisierend wirkenden Unternehmens kann die Versammlung der Kardinäle und Erzbischöfe nicht gleichgültig bleiben. Daher warnen wir

1. die katholischen Kreise, wo man sich anscheinend nicht genügend Rechenschaft von der Schädlichkeit dieser Publikationen gibt.
2. Wir lenken die Aufmerksamkeit der Frauen, jungen Mädchen und Heranwachsenden, deren kritischer Sinn offenbar immer mehr abstumpft, auf die Fabrikationsmethoden dieser pseudo-wahren Geschichten hin, die sie vergiften.
3. Wir rufen den Eltern, Erziehern, Leitern der Katholischen Aktion und vor allem dem Pfarrklerus mit

Nachdruck ihre schwere Verantwortung in dieser Sache ins Gedächtnis.

4. Wir fügen hinzu, daß das Gemeinwohl fordert, daß die öffentlichen Stellen immer kräftiger die ihnen zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel gegen die Veröffentlichung und Verbreitung so ungesunder Zeitschriften einsetzen.

Aber da man nur wirklich abschaffen kann, was man zugleich ersetzt, ist es unendlich wünschenswert, daß man über diese rein negative Aufgabe hinaus an der weiteren Verbreitung von Magazinen arbeitet, die die christlichen Sittengesetze respektieren.

Bischöfe von Frankreich, Belgien und der Schweiz gegen Sartre

Die Bischöfe von Lüttich, Metz und Straßburg und der Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg (Schweiz) haben gegen die Aufführung des Bühnenstücks „Le Diable et le bon Dieu“ protestiert und ihre Gläubigen aufgefordert, den Aufführungen fernzubleiben.

Der Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, Msgr. Charrière, führt in seinem Aufruf aus, daß die Indizierung allerdings nur den Vertrieb, Besitz und die Lektüre der Schriften Sartres verbiete. Jedoch könne der Bischof auch den Besuch entsprechender Theateraufführungen untersagen. Das Verbot möge als eine ernste Warnung vor allem aufgefaßt werden, wodurch der Glaube Schaden nehmen kann. Auch diejenigen, die für ihre Person der Meinung sind, daß sie keinen Schaden davontragen werden, sollen sich an das Verbot halten; denn sie müssen bedenken, daß sie anderen Ärgernis geben würden, wenn sie sich eine Ausnahme gestatteten. Diese Rücksicht der Gebildeten auf die Masse des Volkes habe auch nicht erst dann zu beginnen, wenn ein Verbot erlassen worden sei, sondern schon da, wo man eine Gefahr wittert.

Der Bischof von Metz, Msgr. Heintz, nannte Sartres Stück eine Persiflage auf alles, was religiös und katholisch ist.

Neuerdings hat auch Kardinal Gerlier von Lyon ein Verbot ausgesprochen. Er sagte in einer Rede vor mehreren tausend Gläubigen, die zu einer Wallfahrt versammelt waren: „Ich habe die Pflicht, die Katholiken in aller Form daran zu erinnern, daß sie sich in schwerer Weise gegen ihre Pflicht verfehlen würden, wenn sie einem solchen Schauspiel beiwohnten. Die Kirche schreibt ihnen durch meine Stimme ausdrücklich vor, davon Abstand zu nehmen und an die schwere Verantwortung zu denken, die sie andernfalls vor Gott und ihren Brüdern auf sich laden würden.“

Bei dieser Gelegenheit sei mitgeteilt, daß es in Casablanca und Rabat bei der Vorstellung von „Le diable et le bon Dieu“ zu Tätlichkeiten zwischen den Zuschauern kam.

Auch Holland plädiert für die Abendmesse

Die holländische Wochenzeitung „De Linie“ hat in ihrer Nummer vom 14. November 1952 einen langen

Artikel aus der Feder des Professors an der Gregoriana H. Schmidt SJ zugunsten der Abendmesse veröffentlicht. Dieser Aufsatz enthält einige bemerkenswerte Gedanken zu dem auch uns immer wieder beschäftigenden Thema (vgl. zuletzt Herder-Korrespondenz 5. Jhg. S. 236, 286, 425, 482). Christus, die Apostel, die erste Überlieferung

haben keine Stunden für die Meßfeier festgelegt. Erst mit der Zeit hat es sich herausgebildet, daß die Messe nur am Vormittag gelesen werden dürfe, obwohl sie das Gedächtnis dreier heilsgeschichtlicher Ereignisse vereint, von denen eines — die Einsetzung des eucharistischen Mahles — auf den Abend, eines — Christi Kreuzestod — auf den Mittag und das dritte allein — die Auferstehung — auf den Morgen fiel. Gewiß sind auch die Gebräuche der Kirche ehrwürdig. Sie hat schließlich im Can. 821 des kirchlichen Gesetzbuches festgelegt, daß die hl. Messe nicht früher als eine Stunde vor Sonnenaufgang und nicht später als eine Stunde nach Mittag gefeiert werden solle. Nun hat es sich aber so herausgebildet, daß niemand etwas dabei findet, wenn diese Grenze nach vorn hin, in die frühen Morgenstunden rückwärts überschritten wird, was im Winter unzählige Male geschieht, während wir uns nicht ganz behaglich fühlen, wenn die Messe später als um ein Uhr mittags beginnt. In diesem Gefühl des Unbehagens treffen sich eine löbliche Ehrfurcht vor der Überlieferung und eine weniger löbliche Angst vor Neuerungen. Doch müssen wir bedenken, daß unsere letzten hundert Jahre im Gesamtleben größere Veränderungen mit sich gebracht haben als die ganzen fast 2000 Jahre des Christentums bisher. Darum sind Neuerungen, Anpassungen auch des Althergebrachten heute gar nicht mehr zu vermeiden.

Eine besondere Sorge hegt P. Schmidt um die vielen Arbeiter, die in der heutigen Welt gezwungen sind, am Sonntagmorgen zu arbeiten. Man kann, so sagt er, über die Sonntagsarbeit denken, wie man will, sie für notwendig oder auch für mit gutem Willen vermeidbar halten: keine Kirche hat mehr die Macht, sie abzuschaffen. Alle, die am Sonntagmorgen arbeiten müssen, können also selten oder nie die Sonntagsmesse besuchen. Und doch lehrt uns die Praxis, daß auf diese Weise gerade die von der Messe ausgeschlossen werden, die am schwersten unter der Härte des Lebens zu leiden haben, deren Glaube am gefährdetsten ist, die den schwersten Kampf mit dem Materialismus ausfechten müssen. Viele Seelsorger fragen sich darum schon, ob man mit dem Heilmittel der Abendmesse nicht zu spät käme.

P. Schmidt macht nun ganz persönlich noch einen neuen, auf den ersten Augenblick sehr überraschenden Vorschlag. „Ich persönlich“, sagt er, „glaube nicht, daß die Messe am Sonntagabend die vollbefriedigende Lösung sein würde. Ich frage mich, ob all unsre Sonntagsarbeiter wohl so viel religiösen Sinn aufbringen können, daß sie dafür ihren freien Sonntagabend mit allen heutzutage gebotenen Vergnügungen ‚aufopfern‘ würden.“ P. Schmidt macht darum den Vorschlag, die Sonntagsmesse auf den Samstagabend zu verlegen! Liturgisch gesehen, so meint er, beginnt der Sonntag bereits am Samstagabend mit der Vesper. Andererseits sieht er natürlich auch die Gefahr, daß es dann mit der Sonntagsheiligung vollständig aus ist. Denn wenn man einmal die Samstagabendmesse für die Sonntagsmesse gelten läßt, muß man sie wahrscheinlich für alle gelten lassen und wird kaum ein Gebot aufstellen können, für wen sie als Erfüllung der Sonntagspflicht gilt und für wen nicht. Doch meint P. Schmidt, diese Gefahr müsse man mit in Kauf nehmen, zumal diejenigen, die sich mit der Samstagabendmesse einen freien Sonntag erkaufen wollen, vermutlich doch ihren Ausflug, ihre Sportunternehmung nicht der Messe am Sonntag geopfert hätten. Je mehr Möglichkeiten man

den Gläubigen schafft, ihre Sonntagspflicht zu erfüllen — Sonntagmorgen, Sonntagabend, Samstagabend — desto weniger Entschuldigungen gibt es mehr, sich ihrer zu entziehen.

Nachdrücklich empfiehlt P. Schmidt auch die Mittagsmesse und bittet für sie um Erleichterung des Nüchternheitsgebotes. Rom hat sich ja in den letzten Jahren gerade in dieser Hinsicht sehr weitherzig und elastisch gezeigt. In den Niederlanden hat ein Versuch im vergangenen Jahr in der Fastenzeit bewiesen, daß sehr viele Menschen täglich zur Mittagsmesse zwischen 12 und 1 Uhr kamen. Das gleiche würde gewiß auch bei Abendmessen in der Woche der Fall sein. Aber diese Messe muß dann auch ihre innere Qualität haben. Wenn man nur eine stille Messe — „en Misje“, wie es auf holländisch heißt — im Sinn hat, fängt man besser gar nicht erst an. Gerade in diesen Messen muß vielmehr die Gemeinschaft der Gläubigen zur Mitfeier herangezogen werden.

Aus der englischen Bevölkerungsstatistik „The Tablet“ berichtete am 26. 7. 52 und 22. 11. 52 über einige vom sittlich-sozialen Standpunkt wichtige Ergebnisse des Zensus von 1951. Die Alterszusammensetzung der Bevölkerung von England und Wales hat sich zwischen 1911 und 1951 in der Weise verändert, daß die Gruppe 0—9 Jahre um 25% gesunken ist, die Altersklasse von 20—39 Jahren um 12,5%, während die Zahl der mehr als 60 Jahre alten Menschen um 100% zugenommen hat. Diese Diskrepanz ist noch größer, wenn man berücksichtigt, daß die Gesamtbevölkerung um 20% gewachsen ist. Die nächste Folge aus dieser Tatsache wird die sein, daß die alternden Menschen länger als bisher arbeiten müssen, um den Nachwuchsmangel auszugleichen und das Volkseinkommen sicherzustellen.

Die Zahl der in der Ehe Lebenden ist gestiegen. 1931 waren 59,7% der Männer und 60,2% der Frauen zwischen 20 und 44 Jahren verheiratet; 1951 waren es 69,6% der Männer und 75,7% der Frauen. Diese Zahlen reflektieren eine Steigerung des wirtschaftlichen Wohlstandes. Leider entsprechen ihnen die Geburtenziffern nicht. Diese hängen also nicht von der Prosperität ab. Die Familien mit einem Kind sind seit 1911 um 50% gestiegen, die mit 3 Kindern aber um 11% und die mit fünf bis neun Kindern sogar um 80% gefallen. 1911 war dies die stärkste Gruppe! Die Königliche Kommission für Bevölkerungspolitik hat behauptet, daß England zur Bevölkerungserhaltung die Familie mit im Durchschnitt 2,3 Kindern nötig habe. Tatsächlich ist ein Durchschnitt von 1,72 vorhanden, und selbst in der Gruppe der Frauen von 40 bis 49 Jahren steigt er nur auf 1,89. Die soziale Klasse I liegt mit 18% unter, die tiefste soziale Klasse V mit 27% über dem Durchschnitt.

Im ganzen waren 20% der verheirateten Frauen unter 50 Jahren ohne Kind. Die Fruchtbarkeit steht in deutlichem Verhältnis zum Heiratsalter. Die Frauen, die bei ihrer Heirat weniger als 20 Jahre alt waren, hatten im Durchschnitt 3,7 Kinder; nur 4% von ihnen waren kinderlos. Bei einem Heiratsalter von 30—44 Jahren betrug die Durchschnittskinderzahl 1,27%, und 33% hatten kein Kind. Die Kinderlosigkeit der verheirateten Frauen überstieg in der sozialen Klasse I den nationalen Durchschnitt um 19%, während sie in der Klasse V um 10,5% unter dem Durchschnitt blieb. Allerdings heirateten von

den letzteren dreimal so viele unter 20 Jahren als von den ersteren.

Von den 14,5 Millionen Haushalten hatten mehr als die Hälfte kein Kind unter 16 Jahren und mehr als ein Fünftel nur eines. Der höchste Prozentsatz von Kinderlosigkeit begegnet in den sozialen Klassen I und II. Dann folgt die Klasse V. Am günstigsten liegen die Dinge in den Klassen III und IV, also im Mittel- und unteren Mittelstand. Man darf wohl annehmen, daß die Landwirtschaft und die Industriearbeiterschaft den Großteil dieser Klassen stellen. Ein ganz trauriges Phänomen: die Zahl der Kinder unter 16, die bei einem verwitweten oder geschiedenen Elternteil leben, ist um ein Geringes höher als die Zahl der Kinder, die mit beiden Eltern zusammenleben.

Die Einkommensverhältnisse der Familien werden dadurch beleuchtet, daß in Klasse I 30% der Haushalte mehr als einen Verdienner haben, in Klasse V sogar 50%, bei Zwischenwerten in den anderen Klassen. Haushalte mit Dienstboten gab es 1931 etwa 400% mehr. Die Wohndichte betrug in England im Jahre 1951 0,73 Personen je Wohnraum gegen 0,83 im Jahre 1931; in Schottland 1,04 gegen 1,27. In einem Haushalt lebten durchschnittlich in England 3,19 Personen gegen 3,72 im Jahre 1931; in Schottland 3,39 gegen 3,99. Die Zahl der ganz allein lebenden Menschen hat sich seit 1931 etwa verdoppelt. Daran dürften die Alten den stärksten Anteil haben.

Von der Bevölkerung über 15 Jahre waren in England und Wales 87,9% der Männer und 34,6% der Frauen beschäftigt. Die Zahl der im Ruhestand Lebenden betrug 1931 5,8%, 1951 dagegen 8,8% der Beschäftigten. Die Zahl der Unbeschäftigten betrug 1951 nur 20% der Zahl von 1931; dagegen ist die Zahl der selbständig Beschäftigten in diesem Zeitraum um 25% gefallen. Die Zahl der beschäftigten Ehefrauen ist um mehr als 33% gestiegen. In der Landwirtschaft wurden 1951 um 5%, im Bergbau um 20%, in der Textilindustrie um 50% weniger Menschen beschäftigt als 1931. Dagegen haben sich die Metallarbeiter um fast 100% vermehrt. Auch in den freien und Intelligenzberufen ist eine Zunahme von fast 100% zu verzeichnen. Verheiratet waren von den Männern 74% der Bergarbeiter, 70% der Metallarbeiter, 69% der Bauarbeiter, 74% der Textilarbeiter, 88% der Beamten und leitenden Angestellten, 69% der akademischen und technischen Angestellten sowie der freien Berufe.

Missionarische Überlegungen in England und Amerika

In England und Amerika wenden sich alle Glaubensgemeinschaften an den Mann auf der Straße, wie es in unseren Gegenden wohl nur die Heilsarmee tut. Das ist eines der Mittel, um der allgemein anerkannten Tatsache zu begegnen, daß der moderne Mensch Gottes überhaupt nicht mehr inne wird. Soweit die Katholiken sich dieser Methode der „Straßenecken-Predigt“ bedienen, muß man anerkennen, daß sie damit wenigstens einen Versuch machen, die Missionspflicht zu erfüllen, die uns Christen auch gegenüber den eigenen Landsleuten nicht weniger ernsthaft aufgetragen ist als gegenüber den Heidenvölkern. Es genügt sicher nicht, diese Pflicht den Kirchtürmen zu überlassen, die so häufig als zum Himmel erhobene Finger und Prediger der Ewigkeit zitiert werden, es aber nicht mehr sind, weil niemand ihre Sprache beachtet,

bzw. versteht, wie ja auch Dome und Heiligtümer von Fremden gemeinhin nur als museale Merkwürdigkeiten besucht werden.

Ist Straßenpredigt opportun?

Man möchte meinen, daß die Straßenpredigt ein ungeeignetes Mittel ist, und angesichts der Heilsarmee-Exempel neigt man zu der Befürchtung, hier würden die Perlen vor die Säue geworfen und so würde nur Spott herausgefordert. Das mag für kleinbürgerliche Städte gelten. Ob es für die Großstadt von heute noch zutrifft, ist wenigstens zweifelhaft. In England hat man mit dieser Methode, wie die letzte Generalversammlung der „Catholic Evidence Guild“ bestätigte, gute Erfahrungen gemacht, nicht minder in Amerika.

Das Publikum glaubt an Gott

Man geht dabei von der Annahme aus, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen immerhin irgendwie noch an Gott glaubt, wenigstens aber keine feindseligen Gefühle gegen ihn hegt. Eine in diesem Jahre in USA von der Meinungsforschungsfirma Gaffin & Co. in Chicago zusammen mit dem Gallup-Institut veranstaltete Umfrage unter einem Querschnitt der Bevölkerung von ganz Nordamerika ergab, daß 99% aller erwachsenen Amerikaner sagen, daß sie an Gott glauben, und zwar 87% ganz sicher, 10% ziemlich sicher und der Rest „wahrscheinlich“. Von den befragten Katholiken sagten 92%, sie wären ganz sicher, bei den Protestanten waren es 87%, bei den Juden 70%, bei den anderen Bekenntnissen und den Bekenntnislosen immerhin 55%. Die Frauen erklärten zu fast 100%, daß sie glauben, die Männer zu etwa 98%. Im Alter von über 55 Jahren lagen die Zahlen höher. Die College-Gebildeten hatten niedrigere Prozentsätze in bezug auf den „festen“ Glauben als die anderen. Dagegen machte das Einkommen keinen Unterschied, wobei man allerdings den hohen Standard der sog. niederen Einkommensklassen in den USA in Rechnung stellen muß. Bei den Farmern machten die Gläubigen knapp 100% aus, bei den freien Berufen etwa 97%. Auch der Unterschied zwischen Land und Stadt spielt in Amerika keine Rolle.

Make-up und Schlagfertigkeit

In England gehen zwar nur 5 von 45 Millionen Einwohnern sonntags zur Kirche, aber wie der Radiopater Agnellus Andrew OFM auf der Generalversammlung der „Catholic Evidence Guild“ ausführte, ist es auch dort nur eine „sehr kleine Gruppe“, die Gott wirklich haßt. Man kann also — dies ist nun die Folgerung aus den genannten Erhebungen — immer noch zum Publikum von Gott sprechen, wenn man es richtig anfängt. Dazu gehört zunächst, wie ein amerikanischer Bischof vor längerer Zeit einmal zu jungen weiblichen Straßenpredigern sagte, ein attraktives Auftreten. Der Bischof meinte sogar, daß die Mädchen ausgesprochen nett aussehen müßten. Warum sollte nicht auch gerade dieses Geschenk des Schöpfers gelegentlich ihm dienen können? Zweitens müssen die Prediger Schlagfertigkeit mit einem genügenden Wissen verbinden, um auf populäre Einwände antworten zu können; denn vor dieser Kanzel darf man ja widersprechen. Drittens ist die Mission am Publikum eine spezielle Aufgabe für die Laien. „Der Priester ist verdächtig“, formulierte es Andrew, und er rief den Laien

zu: „Eure Hauptaufgabe ist es, die Leute zum Hören zu bringen. Probiert es zu Hause, in der Fabrik, in der Gewerkschaft, im Klub. Versenkt euch in diese Aufgabe! Dringt tief in sie ein!“

Jedoch widmen sich in England auch Priester in unauffälliger Kleidung der Aufgabe der „Catholic Evidence Guild“. Im ganzen zählt sie zur Zeit 281 Laien und 81 Priester als aktive Mitglieder, eine leider viel zu geringe Zahl für die 10 Diözesen, in denen sie tätig ist. Deshalb gilt eine ihrer hauptsächlichsten Sorgen der Gewinnung neuer Mitglieder.

Die Orden und die Volksmissionen

Bischof Cowderoy von Southwark stellte in diesem Zusammenhang eine Frage an die Orden. „Ich bin in gewisser Weise darüber betrübt“, sagte er, „daß gewisse religiöse Orden, die einst in erster Linie zu dem Zweck gegründet wurden, den Armen zu predigen, sich anderen Aufgaben zugewendet haben, die, wie fruchtbringend sie auch sein mögen, nicht die Aufgabe sind, für die sie gegründet wurden.“ In der Tat muß man feststellen, daß die Volksmission, der Kampf um die Seele des Volkes für Christus, im Vergleich zum späten Mittelalter im allgemeinen auf eine sehr weit rückwärtige Front zurückgenommen wurde, so daß der Name „Mission“ für diese Veranstaltungen eigentlich ein Euphemismus ist (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg. S. 294). Auch der Begriff „Volk“ hat sich in diesem Zusammenhang so verengt, daß man darunter im weitesten Sinne allenfalls noch die sogenannten „abständigen Katholiken“ versteht. Wer aber, außer der Heilsarmee und den Zeugen Jehovas, kümmert sich um das „Volk“, das dem Am-ha-arez zur Zeit Christi vergleichbar, von keinem Pfarrer irgendeiner religiösen Gemeinschaft zu seiner Herde gerechnet wird? Hier springt die „Catholic Evidence Guild“ in die Bresche.

Die religiöse Unwissenheit des Laien

Beim Durchschnittslaien fehlt es außer am Verantwortungsbewußtsein, das in der Vergangenheit kaum geschult worden ist, vor allem, wie die Gräfin von Eldon auf der Londoner Versammlung sagte, an jenem Minimum religiösen Wissens, das ihnen im Gespräch mit Halbgläubigen die notwendige Sicherheit verleihen würde. „Es ist ein trauriger Gedanke, daß viele von uns Laien mit ihrem religiösen Schulwissen durch das Leben reisen. Wir lieben es darum nicht, über unsern Glauben zu sprechen. Es ist ernüchternd, wenn man sich vergegenwärtigt, daß jeder Kommunist in unserm und in anderen Ländern wenigstens zwei Abende in der Woche dem Training in der marxistischen Lehre widmet... Wahrheitsbesitz legt Verantwortung auf. Es liegt an uns, die Wahrheit zu kennen und ihre Standartenträger zu sein.“ Noch einen Gedanken warf die Gräfin in die Debatte, der sehr gut die geistige Verfassung zahlreicher katholischer Laien trifft, die an und für sich das Zeug zu Besseren hätten. „Gewisse Leute werden zu Fußabwischern für moderne Probleme und gestatten ihnen, über sie hinzuspazieren. Sie sollten hinausgehen und sich schütteln.“ Allerdings fügte dieselbe Rednerin zur Entschuldigung dafür, daß die Katholiken ihre missionarische Aufgabe vielfach nicht erkennen, auch hinzu, daß die Laien „in vielen Pfarreien immer noch nur zum Geldsammeln verwendet und nicht als eine intelligente Kraft anerkannt werden“.

Laienapostel im Urteil der Umwelt

Frank Sheed, der Chef des weltbekannten katholischen Verlages Sheed and Ward, trat mit warmem Herzen für die Förderung der Sache der Catholic Evidence Guild ein. Er sagte, und das trifft cum grano salis ja für viele Laien zu, die sich ernsthaft um das missionarische Apostolat bemühen, die anderen Katholiken schauten oft auf sie herab, wie man sich über einen Marktschreier amüsiert. Sie zählen sie als Dritte zu dem komischen Trio mit der Schwiegermutter und dem Parteipolitiker. Und doch tun sie in Wirklichkeit ihr großes Werk, weil sie es unerträglich finden, daß die ganz große Masse ihrer Landsleute elend hungert, weil sie die Speise nicht hat, die Christus ihr zudachte.

Douglas Hyde, ein Menetekel

Auch dieser Versammlung drängte sich stark der beschämende Vergleich auf zwischen der Lässigkeit, mit der die Christen die Mission der eigenen Heimat betreiben oder auch nur ins Auge fassen, und dem Fanatismus, mit der die Werber religiöser Sekten, vor allem aber die Werber des Kommunismus durch nahe und ferne Länder ziehen. In England ist dieser Vergleich vor allem durch die Enthüllungen des Buches von Douglas Hyde zum Allgemeinbesitz der verantwortungsbewußten Katholiken geworden. Es steht zu hoffen, daß dieses aufrüttelnde Buch im deutschen Sprachgebiet dieselbe Wirkung tun wird, nachdem es schon in wenigen Monaten zu einem der begehrtesten Bücher des Jahres geworden ist.

Aus der totalitären Welt

**Geistliche Gäste
aus dem Osten
beim Parteitag der
Ost-CDU**

Am diesjährigen Parteitag der Ost-CDU, der am 15. Oktober in Berlin begann, nahmen in auffälliger Zahl Geistliche aus den Ländern des

Ostens teil, die den Anspruch erhoben, die Christen ihrer Heimat zu vertreten. Aus der Tschechoslowakei waren u. a. der Gesundheitsminister Plojhar und Professor Hromadka anwesend. Ersterer ist exkommunizierter katholischer Priester, letzterer Dekan der evangelisch-theologischen Fakultät Prag, die im Gegensatz zur katholischen noch besteht. Aus Ungarn kamen sogar zwei protestantische Bischöfe, Janos Peter und Lajos Vetö. Polen wurde durch den Leiter der verstaatlichten ehemaligen Caritasorganisation, den Geistlichen Lemparty, Rumänien durch den orthodoxen Geistlichen Vlaiculescu, China durch den Leiter des Christlichen Verbandes junger Männer Liu Liang-mao vertreten. Rechnet man Abbé Edouard Lamin aus Belgien, den anglikanischen Reverend Charles aus England und die Grußtelegramme von Abbé Boulter und dem Dekan von Canterbury hinzu, ferner die Predigt von D. Niemöller, der den Eröffnungsgottesdienst des Parteitages hielt, dann übertraf dieser Parteitag hinsichtlich der geistlichen Repräsentanz vielleicht selbst die Parteitage der ehemaligen Zentrumsparterie, um so mehr, als die meisten der Genannten das Wort ergriffen.

Was die Gegenwart aller dieser ausländischen Geistlichen zu bedeuten hatte, könnte man vielleicht aus einem Abschnitt der Rede Plojhars entnehmen. Er sagte: „Wir waren in diesem Jahre Zeuge großer christlicher Kundgebungen. Wenn wir den ganzen Inhalt der Katholiken-

tage in Berlin und Wien, des Eucharistischen Weltkongresses in Barcelona und auch des Stuttgarter Kirchentages studieren, dann sehen wir, daß diese Manifestationen christlichen Lebens die Zeichen der Zeit weitgehend nicht erkannten. Sie sind den grundlegenden Fragen aus dem Wege gegangen und verloren sich in mittelalterlichen philosophischen und romantischen Erwägungen. Wenn wir als Christen zusammentreten, dann müssen wir den Mut aufbringen, zu den akuten Zeitfragen Stellung zu nehmen, insbesondere zu der Frage Krieg und Frieden. Wir müssen offen feststellen, wer heute in der Welt für den Frieden ist und wer für den Krieg. Wir haben aber nichts davon gehört, welche Stellung der Christ zur kolonialen Frage einnimmt, zu der Entsendung von Söldnerheeren nach fernen Ländern, um die Völker in Sklavendienst zu halten. Wir haben nicht gehört, daß es unchristlich und unmenschlich ist, was die Amerikaner in Korea machen. Wenn die Christen heute Selbstkritik üben würden, wäre so manches in der Welt nicht möglich. Dann könnte es nicht vorkommen, daß Parteien sich ‚christlich‘ und ‚demokratisch‘ nennen, die sich für die Vorbereitung eines neuen Krieges hergeben und für einen Generalkriegsvertrag stimmen. Dann wäre es nicht möglich, daß in Portugal ein hoher katholischer Würdenträger auf einem amerikanischen Panzer die Messe liest und amerikanische Waffen segnet. Es fehlt uns am praktischen, am Tatchristentum.

Wir müssen gemeinsam in den christlichen politischen Parteien dafür arbeiten, daß die Christen aus dem Schlaf geweckt werden, daß sie nicht ewig in der Etappe liegen, wo es gilt, in vorderster Front für den Frieden und eine neue Welt zu kämpfen.“

Der Redner sagte dann: „Wenn in Wien 1000 Sterbefällen nur 400 Geburten gegenüberstehen und ein Drittel der Ärzte nur von der Vernichtung des keimenden Lebens existiert, wenn andererseits in den Ländern der Volksdemokratien Ärztemangel herrscht und in der Tschechoslowakei zum ersten Male 145 000 Menschen mehr geboren wurden als starben, dann wird ersichtlich, was christlicher ist, die amerikanische oder die sozialistische Politik.“

Die Rede mündete in ein Bekenntnis zur Freundschaft mit der Sowjetunion, „die nicht Parteisache, sondern Sache aller ehrlichen Menschen“ ist. Der CDU-Pressedienst Ost schließt diesen Bericht mit der Bemerkung: „Der Parteitag brachte dem Redner eine stürmische, langanhaltende Ovation dar.“

In ähnlicher Weise wie Plojhar sprachen die anderen Gäste des Parteitages von der großen Aufgabe des Christentums innerhalb der sozialistischen Ordnung, den Möglichkeiten für eine Zusammenarbeit trotz des Unterschiedes der Weltanschauung im Geiste eines „christlichen Realismus“, und der ungarische Redner verbreitete sich sogar über die Vorteile, die der Zustand der marxistischen Trennung vom Staate der Kirche gebracht habe. Alles wurde mit großem oder herzlichem oder stürmischem oder langanhaltendem Beifall aufgenommen.

Es ist notwendig, über diese Gästeliste, diese Reden und diesen Beifall zu berichten und hinzuzufügen, daß auf dem ganzen Parteitag von nichts anderem so viel und so laut gesprochen wurde als vom Christentum der Tat, das von den christlichen Politikern des Westens verraten und von denen des Ostens durch ihre Zusammenarbeit mit den Kommunisten verwirklicht wird. Offenbar also diente

die Anwesenheit und Publizität so zahlreicher Geistlicher der Dokumentation dieser Tatsache. Es wäre doch wohl naiv, zu glauben, daß sie alle ganz zufällig an diesem Parteitag Interesse nahmen. Deswegen ist es aufschlußreich, festzustellen, daß man keinen einzigen katholischen Priester gefunden hat, der im Einvernehmen mit den Bischöfen seiner Heimat in Berlin hätte auftreten können. Dieser Mangel wurde dadurch ausgeglichen, daß die Anwesenden das römische Kollar trugen, sogar der Apostat Plojhar.

Wir sind nicht berechtigt, den Führern der Ost-CDU bei dieser Demonstration des Christentums unlautere Absichten zu unterstellen oder die Ernsthaftigkeit ihres christlichen Anliegens zu bezweifeln. Aber die Sache selbst, dies Arrangement also und diese Reden, die man dort an die Adresse des christlichen Volkes halten ließ, sind doch der Ausdruck einer Verwirrung und Selbsttäuschung, die in dieser Form in der Geschichte der Christenverfolgungen noch nicht vorgekommen ist. Diese Verwirrung ist nur deshalb möglich, aber auch deshalb so gefährlich, weil der Sinn für die Wahrheit allgemein und besonders in Hinsicht auf die Religion erschüttert oder erloschen und deshalb die Unterscheidung der Geister nicht mehr möglich ist. Damit aber ist die Zeit der falschen Propheten angebrochen.

Chronik Erwartungsgemäß hat die Ernennung des **des polnischen** Primas von Polen zum Kardinal in der **Kirchenkampfes** polnischen Presse Entrüstung hervorgerufen. Trybuna Ludu gibt das Stichwort dafür: der rote Hut ist die Belohnung dafür, daß der Kardinal die anti-polnische und hitlerische Politik des Vatikan gedeckt und diplomatisch unterbaut hat. Die sogenannten „polnischen Westgebiete“ sind für die offizielle Propaganda gegen die Kirche nach wie vor die willkommenste Parole.

Auch in der katholischen Welt hat man, allerdings in entgegengesetztem Sinne, die Diplomatie des polnischen Kardinals zuweilen nur noch mit Mühe verstehen können. Doch ist es ihm gelungen, bisher der Kirche einen gewissen Lebensraum freizuhalten. Einige Ereignisse der letzten Zeit erwecken aber die Furcht, daß nun auch in Polen Gewalt angewendet werden wird.

Kurz nach den Wahlen, zu denen die Bischöfe noch einen Aufruf erlassen hatten (vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg. S. 105), hat die Regierung den Bischof von Kattowitz, Msgr. Adamski, abgesetzt, weil er Petitionen um Wiederherstellung des Religionsunterrichtes veranlaßt und dadurch Sabotage betrieben habe. Seine Handlungsweise war staatsfeindlich, trotzdem der Religionsunterricht gesetzlich garantiert ist. Statt seiner hat die Regierung einen „Kapitularvikar“ eingesetzt oder wählen lassen. Der Coadjutor des Bischofs wurde übergangen. Nun wird in Polen wieder einmal, und zwar in einer äußerst heiklen Form, die Frage nach der rechtmäßigen Jurisdiktion in einer Diözese akut. Es erscheint kaum denkbar, daß diese Ernennung wiederum kanonisch saniert werden könnte, wie es mit den „Kapitularvikaren“ in den deutschen Ostgebieten geschah. Hier ist in Polen zum ersten Mal der Weg eingeschlagen worden, auf dem man in Ungarn und der Tschechoslowakei die kirchliche Organisation lahmgelegt hat.

Zur Ablenkung von diesem Ereignis wurden in Krakau mehrere Geistliche der erzbischöflichen Kurie wegen Spionage und Devisenvergehen verhaftet. Es wird außer-

dem berichtet, daß die Verhaftungen von Priestern seit den Wahlen im Zunehmen begriffen sind.

Zwei erfreuliche Nachrichten über das religiöse Leben in Polen zeigen den Widerstandswillen der Gläubigen: die Spenden für die katholische Universität Lublin waren im letzten Jahre doppelt so groß als im vorhergehenden. Der Allerseelentag wurde dank der Tatsache, daß am 2. November Sonntag war, im ganzen Lande mit ungeheurer Beteiligung des Volkes begangen.

Schließlich ein Kuriosum: Der polnische Überseedampfer Batory, der sich zur Zeit in den indischen Gewässern befindet, führt anlässlich des Jubiläums des hl. Franz Xaver Pilgerfahrten zwischen Bombay und Goa aus. Das Werbeplakat in Bombay steht unter dem Motto: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden nimmt.“

Chronik des ungarischen Kirchenkampfes Vor zwei Monaten traf die Meldung ein, daß zwei ungarische Bischöfe Maßnahmen gegen prominente Geistliche, die im Dienst der Regierung stehen, ergriffen haben. Der Bischof von Győr habe den Geistlichen, der zum Administrator seines Bistums ernannt war, suspendiert, und Bischof Hamvas, Apostolischer Administrator von Esztergom, habe den Rektor des Budapester Zentralseminars abberufen und durch einen andern Priester ersetzt. Da diese Nachricht bisher nicht widerrufen wurde, geben wir sie mit Vorbehalt wieder.

Bischof Hamvas soll auch die Gläubigen aufgefordert haben, die ihrer Existenz beraubten Mönche und Nonnen mit dem Lebensnotwendigsten zu unterstützen.

Die Zahl der Zwangsarbeiter in den ungarischen Konzentrationslagern ist in ständigem Wachstum begriffen. Sie beträgt jetzt etwa 60000. Man hat in Ungarn den Eindruck, als ob es sich — je länger, desto weniger — um die Bestrafung der Insassen handelt, sondern daß die Zwangsarbeitslager immer mehr zu einem normalen Instrument der Wirtschaftspolitik werden, mit anderen Worten, daß in ihnen die antike Sklaverei buchstäblich wiederhergestellt wird. Auch aus Polen wird dasselbe berichtet: Vermehrung der Zahlen und Übergang vom Strafvollzug, der die Sache natürlich dem Namen nach decken muß, zur Staatssklaverei.

Chronik des jugoslawischen Kirchenkampfes Aus Anlaß der Kardinalsernennung von Erzbischof Stepinac reagiert die jugoslawische Presse genau so wie die Zeitungen in den anderen kommunistischen Ländern. Es handle sich nur um Manöver des Vatikans, die von neuem seine gegen Jugoslawien gerichtete Feindseligkeit zum Ausdruck bringen. Beide Kardinäle hinter dem Eisernen Vorhang sind im Grunde deutsche Kollaborateure!

Aus der großen Rede Titos vor dem kommunistischen Parteikongreß sind inzwischen seine Auffassungen hinsichtlich des Verhältnisses zur katholischen Kirche in vollem Umfang bekanntgeworden. Der Vatikan und der Kreml sind die Urheber aller Verleumdungen Jugoslawiens im Ausland. Das erklärt die Schwierigkeiten, die Jugoslawien bei seinem Werben um die finanzielle Unterstützung des Westens zu überwinden hat. Der Vatikan stört vor allem das Verhältnis zu Italien und zu Amerika.

Tito stellte aber fest, daß diese Propaganda gegen sein Land immer mehr an Bedeutung verliert, „da die Zahl unserer Freunde von der fortschrittlichen Richtung mehr und mehr ansteigt und viele Menschen Gelegenheit haben, die wirklichen Gegebenheiten unseres Landes persönlich kennenzulernen, und da andererseits Verantwortliche des Westens die Vorteile eingesehen haben, die die Existenz und die Zusammenarbeit mit einem sozialistischen Staat bieten . . .“.

Tito zeigte dann die Berührungspunkte der Interessen auf und folgerte daraus, daß die praktische Zusammenarbeit zwischen heterogenen Sozialgebilden sehr wohl möglich ist, wenn man sich gegenseitig in die inneren Angelegenheiten nicht einmischt.

Inzwischen hat — wahrscheinlich endgültig veranlaßt durch die Einsicht, daß weder mit Kardinal Stepinac noch mit Rom zu handeln ist — Jugoslawien die diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl abgebrochen. Welche Auswirkungen das auf die Lage der Hierarchie und des Kirchenvolkes haben wird, ist noch nicht abzusehen.

Im „Tablet“ berichtete General Martin am 29. 11. 52 von seinem Besuch in Zagreb anlässlich des Parteikongresses. Er erlebte die volle Kathedrale der Stadt und stellt fest, daß es keine direkte Verfolgung gibt. Aber die indirekten Mittel seien sehr wirksam. Die Kirche wird finanziell ruiniert. Dafür werden dem Klerus Staatsgehälter angeboten, wenn er der patriotischen „Cyrill-Methodius-Liga“ beitrifft. In Slowenien hätten das etwa 50% der Priester getan, in Kroatien 10%, trotzdem die Bischöfe es auf ihrer letzten Konferenz verboten haben. Die Jugend wird in der Schule und beim Militär mit Erfolg für den Kommunismus geworben. Im letzten Jahr sind in der Armee 1 Million politischer Schulungen gehalten worden. In den Schulen gibt es keinen Religionsunterricht, und der kirchliche ist aufs äußerste erschwert. So steht vor allem die Zukunft der Kirche auf dem Spiel. Diese Feststellung wird von einem andern Reisenden in der folgenden Nummer des „Tablet“ dahin ergänzt, daß tatsächlich heute in Jugoslawien kaum mehr ein junger Mensch in der Kirche zu sehen sei.

Aus den Missionen

Das Päpstliche Werk der hl. Kindheit. Missionsgebetsintention für Januar 1953 Wenn das Weltgebetsapostolat im ersten Monat des Jahres den Blick auf das Päpstliche Werk der heiligen Kindheit lenkt, so geschieht dies nicht von ungefähr. Soll doch gerade in der

Weihnachtszeit in allen Pfarreien der Welttag der heiligen Kindheit gefeiert werden, den der Papst im Dezember 1950 für die ganze katholische Welt angeordnet hat. Gerade diese Anordnung soll dem Werke der heiligen Kindheit eine wirkliche äußere Universalität und den religiösen Erziehungswerten des Werkes einen umfassenderen und tieferen Einfluß ermöglichen. Das 1843 in Frankreich gegründete Werk ist heute über den größten Teil der katholischen Welt verbreitet, auch schon in Missionsländern. Als 1922 das ebenfalls in Frankreich gegründete Werk der Glaubensverbreitung zum ausschließlichen Werkzeug des Apostolischen Stuhles in der kirchlichen Missionshilfe der Erwachsenen erklärt und mit seiner Generalleitung nach Rom an die Propaganda-

kongregation verlegt wurde, erhielt das Kindheitwerk hinsichtlich der Kinder dieselben Rechte und Pflichten wie das Werk der Glaubensverbreitung für die Erwachsenen. Im kirchlichen Auftrag soll es sich an alle katholischen Kinder wenden. Seine Zentrale wurde bei der Neuordnung des Missionshilfswesens im Jahre 1922 nicht nach Rom verlegt, blieb vielmehr in Paris, offensichtlich, um dadurch den französischen Katholiken, die im 19. Jahrhundert außerordentlich viel für die Unterstützung des gesamtkirchlichen Missionswerkes getan hatten, eine besondere Ehre zu erweisen. Das Werk hat einen Kardinalprotektor, seit 1934 Kardinal Pacelli, der auch als Papst das Protektorat beibehielt.

Für manche Katholiken ist das Kindheitwerk mit irgendwie romantischen Jugenderinnerungen verknüpft. Aber es handelt sich um mehr als um religiöse Romantik. Vielleicht sind viele auf der Schule nur äußerlich von diesem Werk berührt worden. Das lag dann daran, daß die Erzieher seine Werte nicht auszubreiten und der Erziehung nutzbar zu machen verstanden. Die wenigsten machen sich eine Vorstellung davon, was dies Werk für Mission und Jugendziehung bedeutet bzw. bedeuten kann. Wenn es in Deutschland eine besondere Blüte erlebte — sein Organ „Die Sternsinger“ hat heute eine Auflage von 1 248 000 —, so verdankt es dies weithin der katholischen Lehrerschaft, die seine Werte für eine wahrhaft christusförmige und katholische Kindererziehung ebenso sehr erkannte wie seine Eignung zur Weitung des Blickes der Jugend über die nationalen Grenzen hinaus, nicht zu vergessen die Möglichkeiten, hier auch für die profanen Unterrichtsfächer (Geschichte, Geographie, Völkerkunde usw.) wertvolles Bildungsgut zu vermitteln. In der großen Weltströmung zur einen Menschheit hin, die durch die ganze verkehrstechnische, politische und wirtschaftliche Entwicklung ebenso gefördert wird wie durch die Kulturkrise der Menschheit, ist das Kindheitwerk ein sehr brauchbares kindertümliches Erziehungsmittel.

Bedeutung des Werkes für die Kirche

Was das Päpstliche Werk der heiligen Kindheit für die Kinder der Missionsländer und für die katholischen Kinder daheim bedeutet, mögen einige Angaben erweisen. Mit den Opferpfennigen von Millionen von Kindern in der Welt wurden im Jahre 1950 in den Missionsgebieten 385 000 Kinder in Krippen aufgenommen, 108 000 in Waisenhäusern erzogen und für 2 800 000 Unterricht von der Volksschule bis zur Berufsausbildung ermöglicht. Ein erheblicher Teil der Missionsschulen niederer Grade hängt in seiner Existenz buchstäblich von den Beihilfen des Kindheitwerkes ab.

Wichtiger sind noch andere Leistungen, die man nicht zählen kann. Das Werk hat das Gebet der christlichen Kinder in der Heimat, das Gott so besonders wohlgefällig ist, für die Ausbreitung des Gottesreiches mobilisiert und die Jugend apostolisches Denken und Handeln gelehrt. Tausende von Missionaren verdanken dem Kindheitwerk die ersten Keime ihrer Berufung, und ebenso viele Tausende von Priestern, Ordensleuten und Missionshelfern im Laienstande verdanken demselben Werk ihre Berufung zum Apostolat in der Heimat. Kardinal Suhard von Paris hat gestanden, daß er als Kind in der Arbeit im Kindheitwerk erstmals den Gedanken faßte, sich ganz dem Herrn zu weihen. Es entzieht sich jeder Berechnung,

was die „Heilige Kindheit“ beigetragen hat, um die wesentlichen Gedanken von der Erlösung, vom übernatürlichen Leben, von der Kindschaft Gottes, von der Gemeinschaft der Heiligen in der Jugend einzupflanzen und lebendig zu erhalten. Das Kindheitwerk ist auch für die Welle des Nationalismus, die im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die christlichen Völker einzubrechen und sie zu entzweien trachtete, unangreifbar gewesen. Über alle Grenzen von Völkern und Nationen hinweg hat das Kindheitwerk die Einheit des mystischen Leibes Christi in seinen Millionen von Mitgliedern dokumentiert. Vergebens hat die nationalsozialistische Regierung durch ihre Propaganda gegen die sog. „minderwertigen Rassen“ und durch Lahmlegung jeder äußeren Arbeit dem Werk der heiligen Kindheit in Deutschland zu schaden versucht, nachdem sie die Auflösung nicht gewagt hatte. Die Folge war, daß das Werk beim Zusammenbruch des Dritten Reiches mit 1½ Millionen Mitgliedern noch völlig lebendig und aktionsbereit dastand. Während in den beiden Weltkriegen so manche Katholiken die Wahrheit von der Kirche als dem Mystischen Leibe Christi durch ihr Verhalten verleugneten, haben die katholischen Kinder, die im Kindheitwerk zusammengeschlossen waren, dem göttlichen Herzen im Bekenntnis der Gemeinschaft der Erlösten nie Unehre gemacht und Kummer bereitet.

Wie schwach ist das einzelne Kind dem Leben gegenüber! Wie wenig kann es das geistige und materielle Leben der Völker beeinflussen! Wie stark aber wurde die christliche Kinderwelt, als sie ihr Beten und Opfern für das Weltapostolat vereinte! Was für ein vermessen und unklug erscheinender Plan, das Kind durch das Kind zu retten, und zwar über Tausende von Kilometern Entfernung hinweg. Wie phantastisch die Idee, die heidnische Kinderwelt durch die christliche dem Heiland zuzuführen! Der jetzige Generaldirektor des Werkes der heiligen Kindheit, Msgr. Bressolles, hat auf dem Internationalen Missionskongreß in Rom (1950) gesagt: „Um in der Kindheit keine Schwäche, vielmehr eine Kraft zu sehen, dazu bedarf es einer ausnehmend tiefblickenden Schau des christlichen Mysteriums.“ Diese Schau hat der edle Gründer des Werkes der heiligen Kindheit, Bischof de Forbin-Janson von Nancy, gehabt und mit ihm alle Priester, Ordensleute und Laien, besonders Lehrer und Lehrerinnen, die dem Werk ihre unverbrüchliche Liebe bewahrten.

Nach seinen Satzungen will das Päpstliche Werk der heiligen Kindheit „das Missionsbewußtsein (Missionsgewissen) der katholischen Kinder bilden und durch deren Beten, Opfern und Leiden bei der christlichen Erziehung der Kinderwelt in den Missionsländern helfen“.

Dieser in den Satzungen festgelegte Zweck ist stets erfüllt worden.

Mittel zur Selbstheiligung

Die dadurch gleichzeitig angestrebte Selbstheiligung der Mitglieder wurde von Anfang an gefördert, aber erst in jüngster Zeit planmäßiger und intensiver gestaltet. So konnte sich das Kindheitwerk als ein wertvolles Instrument der Kinderseelsorge erweisen.

Ausgehend von der Idee der heiligen Kindheit, hat man vorzüglich in Deutschland die Bedeutung und den Sinn der Gotteskindschaft stärker herausgehoben. Christus als göttliches Kind ist nicht nur Vorbild und Beispiel, sondern vielmehr Weg zum Vater. Seine Mittler- und Er-

lösertätigkeit bewirkt die Gnadengemeinschaft mit dem Vater. Wiedergeboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, werden alle Kinder Gottes. Das verpflichtet zur Gottesliebe ebenso sehr wie zur Nächstenliebe, die in apostolischer Wirksamkeit allen Kindern der Welt das gleiche Gnadengeheimnis vermitteln will. Alle Kinder dieser Erde sollen Gotteskinder werden! Das ist der Wille des Vaters, der ja Norm des Lebens ist. So wird Missionsverpflichtung und -verantwortung in den Kern des eigenen Christseins eingepflanzt und erhält durch das stärkste Motiv, das der Gottesliebe, ihren wirkungsvollsten Antrieb.

Von diesem Gnadengeheimnis der Seele aus müßte jede Apostolatsverpflichtung begründet werden. Dadurch käme es von selbst zu einer organisatorischen Vereinfachung innerhalb der Kinderseelsorge. Eine mehr vom Finanziellen, Materiellen ausgehende Beanspruchung der Kinder könnte vermieden werden. Sowohl die Ganzheit katholischer Erziehung als die ungestörte religiöse Entwicklung würden stärker gewährleistet. Das Päpstliche Werk der heiligen Kindheit sollte aus diesen das gesunde religiöse Wachstum der Kinder berücksichtigenden Erwägungen zum alleinigen umfassenden Kinderwerk der Kirche werden.

Ein Fanal in Afrika

Es ist inzwischen etwas stiller um die Unruhen in Kenya geworden. Vielleicht sind sie dank dem energischen Zugriff von Sir Evelyn Baring mit Hilfe des Bataillons Lancashire-Füsiliers, das von Ismailia herangeflogen wurde, eines zweiten, das aus Uganda, eines dritten, das aus Tanganjika heranrückte, unterdrückt worden. Vielleicht sind die Mau-Mau-Führer tatsächlich unter den Kikuyu, die mit dem Konzentrationslager Bekanntschaft machten, obwohl niemand diese Führer kennt. Jomo Kenyatta, den man dafür hält, der vor acht Jahren seine englische Frau und seinen einjährigen Sohn in London ließ, nach Kenya zurückging und an die Spitze der „Afrikanischen Union von Kenya“ trat, die in legaler Form um die Selbständigkeit des Landes kämpft, bestreitet, daß er irgend etwas mit Mau-Mau zu tun habe. Vielleicht behält P. Andreole unrecht, der Ende Oktober den düsteren Ausspruch tat: „Wir sehen zu, wie das Missionswerk von fünfzig Jahren in die Brüche geht. Wenn die gegenwärtige Abfallbewegung anhält, werden wir zu Weihnachten nur noch eine Handvoll Gläubige haben.“ Was ist also geschehen?

Mau-Mau und die Kikuyu

Die britische Kolonie Kenya grenzt nördlich an das ehemalige Deutsch-Ost-Afrika. Sie ist um 20 000 qkm größer als Frankreich und hat etwa 30 000 weiße, 100 000 indische und 5 bis 5¹/₂ Millionen schwarze Einwohner. Der intelligenteste und am meisten fortgeschrittene Stamm unter ihnen sind die Kikuyu, die in der Gegend der Hauptstadt Nairobi wohnen. Wie stark der Stamm ist, scheint niemand genau zu wissen, jedenfalls zwischen ³/₄ und 1¹/₂ Mill. 500 000 bis 900 000 von ihnen wohnen in Reservaten, 200 000 arbeiten auf den Farmen, und etwa 100 000 bevölkern als Industrieproletarier die Slums von Nairobi und Mombassa. Unter den Kikuyu, besonders offenbar unter ihrer proletarisierten Gruppe, bildete sich in den letzten fünf oder mehr Jahren der

Geheimbund Mau-Mau. Was diese Worte bedeuten, weiß wiederum niemand. Ein Kommentar behauptet, sie bedeuten nichts weiter als eine Vokalisation der maulenden Hungerlaute, wiewohl es sich weniger um direkten Hunger handelt als darum, daß das fruchtbare Land und alles Recht in den Händen der Weißen ist. Die Weißen von Kenya sind selbstverständlich genau so wenig bereit, daran etwas zu ändern, wie die Weißen anderswo. Als die beiden Labour-Abgeordneten M. Fenner Brockway und M. Leslie Hale Ende Oktober auf Einladung von Jomo Kenyatta nach Nairobi flogen, um die Verhältnisse zu studieren, mußte die Polizei sie gegen die drohenden Landsleute durch einen Kordon schützen. Inzwischen hat der Gouverneur 7 Millionen Pfund für Eingeborenen-schulen und -hospitäler erhalten.

Die Mau-Mau waren zunächst ein kleiner, einer der vielen afrikanischen Geheimbünde, zusammengehalten durch einen blutigen Eid, ohne Kenntnis davon, wer ihre Führer seien, verschworen auf die Vertreibung der Europäer und die Ausrottung alles Europäisches, darunter auch des Christentums, dem neben 80 000—100 000 Angehörigen einiger protestantischer Gemeinschaften etwa ebenso viele Katholiken unter den Kikuyu anhängen. Im Laufe dieses Jahres waren die Mau-Mau so weit erstarkt, daß sie es wagen konnten, den ersten Schritt zum Ziel zu tun. Er bestand in der Einschüchterung ihrer eigenen Stammesgenossen und in einzelnen Femeakten gegen solche, die irgendwie mit den Europäern zusammenarbeiteten oder sympathisierten. Bei dieser Aktion wuchs die Zahl der Mau-Mau-Mitglieder zu einer Masse an, die man auf 100 000 bis 200 000 beziffert. Sehr viele davon traten unter Terror ein. Mit dem Eintritt war die formelle Abschwörung des Christentums verbunden.

Auch unter den Kikuyu regten sich Gegenkräfte. Christliche Stammesangehörige fasten auf einer großen Kundgebung den Entschluß, dem Mau-Mau-Bund bis zum Äußersten, nötigenfalls auch mit Gewalt zu widerstehen und ihn auszurotten. Der Apostolische Vikar von Sansibar hat die Zugehörigkeit zu dem Geheimbund mit der Strafe der Exkommunikation belegt. Wie es in seinem Hirtenbrief heißt, der diese Entscheidung proklamiert, hat der Bischof lange gewartet, bis er dazu schritt. Aber es wurde offensichtlich, daß der Bund seine Mitglieder nicht nur zum Aufstand gegen Autorität und Gesetz zwang, sondern auch in aller Form das Christentum verfolgte. Außerdem schreckte er auch nicht vor Mord zurück. Kolonialminister Lyttelton berichtete im Unterhaus, daß den Mau-Mau schon bis zum 13. September 23 Morde, 12 Mordversuche und 4 Selbstmorde zur Last gelegt wurden, ganz zu schweigen von Raub, Sachverrichtung und Brandstiftung.

Das europäische Interesse

Selbst wenn die Flammen nun wieder erlöschen sollten oder erloschen sind, ist der Aufruhr ein Fanal in der Kette der Flammenzeichen, die sich von Tunis bis nach Johannesburg und East London ziehen.

Die Dinge gehen uns als Europäer und als Christen an. Die europäische Seite der Sache ist in einem „Tablet“-Aufsatz vom 1. November gezeigt worden. Auch der „Osservatore Romano“ kam am 13. November darauf zu sprechen. Europa braucht den Rohstoffkontinent Afrika nach dem Verlust Asiens, der wohl nicht mehr aufzuhalten ist, so notwendig, daß man heute von Eurafrika zu

sprechen beginnt, wie man einst von Eurasien sprach. Und Europa steht vor der Tatsache, daß seine Kolonisten in Afrika, wenn es so weitergeht, sehr bald am Abend mit der Maschinenpistole auf den Knien in ihrer Veranda sitzen werden, wie heute schon die Gummipflanzer in Malaya.

Aber Europa oder vielmehr seine Kolonialmächte lernen nichts dazu, ausgenommen Belgien, das im Kongo die Eingeborenen weniger durch imaginäre politische Freiheiten als vielmehr durch soziale und wirtschaftliche Verbesserungen zu gewinnen sucht und deshalb auch der Einbeziehung der afrikanischen Kolonien in eine europäische Gemeinschaft sehr ablehnend gegenübersteht. In England aber, sagt „Tablet“, macht man es so: Solange die Kolonien ruhig sind, interessiert man sich für ihre wirtschaftliche Ergiebigkeit. Wenn, abgesehen von Produktionsinvestitionen, Geld aufgewendet werden muß, dann handelt es sich vielleicht um eine neue Wasserleitung in Mombassa oder um neue Straßen in Uganda. Sofern aber ein Aufstand losbricht, dann werden plötzlich 7 Millionen Pfund für Eingeborenenzwecke bereitgestellt, womit dann nichts weiter erreicht ist, als daß der intelligente Schwarze finden wird, daß sich der Aufstand gelohnt hat. Das Blatt nennt dies eine Politik des „appeasement“ und prophezeit ihr schon heute die afrikanischen Mossadeks. Auf alle Fälle fürchtet es, daß Afrika verlorengehen wird, wenn man nicht mit der materialistisch-imperialistischen Kolonialpolitik Schluß macht und sie durch eine ehrliche soziale Politik im Sinne der Prinzipien der Menschenrechtscharta ersetzt. Der „Osservatore Romano“ weist darauf hin, daß Afrika im Begriffe steht, denselben Weg der Wirtschaftsentwicklung zu gehen wie vor hundert Jahren Europa, nur im Tempo unseres Jahrhunderts. Genau so entsteht nun dort die soziale Frage. Auch sie wird wie in Europa gelöst werden müssen, aber ebenfalls im Tempo unseres Jahrhunderts.

Schmerz der Christen — Freude der Kommunisten

Was uns als Christen schmerzlich berührt, ist die Tatsache, daß das Christentum von den Eingeborenen wieder einmal als Tarnung und Propagandainstrument des europäischen Imperialismus betrachtet wird. „The Tablet“ beklagt, daß die Christen in den Kolonialmächten leider nicht zahlreich genug sind, um die Politik der Mächte entscheidend zu beeinflussen. Sie können nur an die Vernunft appellieren und den Rat geben, das, was wir Afrika anzubieten haben und was man als „die beste Form der menschlichen Gesellschaft“ bezeichnen kann, den Afrikanern „in seiner kulturellen Fülle“ zu bringen und nicht in der Weise eines Verhältnisses von Herrscher und Untertan. Diese Notwendigkeit läßt sich sogar mit den gemeinsamen wirtschaftlichen und militärpolitischen Interessen der Atlantikvölker verbinden, meint das englische Blatt. Im Zuge der Erschließung Afrikas, die allerdings nur gemeinsam und nicht ohne Amerikas Hilfe in Angriff genommen werden kann, könnte man sehr wohl so vorgehen, daß die eingeborenen Völker dabei der Gesellschaft inkorporiert und nicht aus ihr ausgestoßen und von ihr ausgenutzt werden. Von der gegenwärtigen Politik hat nur eine Macht den Nutzen, nämlich der Kommunismus, den man auch hinter der Mau-Mau-Bewegung oder wenigstens in bester Fühlung mit ihr vermutet. Was setzt der Westen dagegen? Das phantasielose „appeasement“.

Über die Möglichkeit einer theologischen Ontologie

Im deutschen Luthertum mehren sich die Stimmen gegen den Einfluß der Theologie Karl Barths und gegen seine einseitige Christozentrik. Kaum hat Prof. Paul Schütz in Hamburg seine folgenschweren Vorbehalte gegen die Bekenntnisschriften der Reformation veröffentlicht, meldet sich der Hamburger Pastor Lic. Hab. Dr. Helmut Echternach, Dozent für systematische Theologie daselbst, in der „Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ zu Wort und entwickelt unter dem Titel „Theologie und Ontologie“ ein kühnes Programm gegen die Verachtung der Philosophie (Nr. 18 und 19 vom 30. Sept. und 15. Okt. 1952). Er hält die — von Luther — geforderte Befreiung der Theologie von der Philosophie für eine gefährliche Illusion, weil hier nur an Stelle der erkannten Philosophie eine unerkannte trete. Er verteidigt in einem geschichtlichen Rückblick die Heranziehung der antiken Philosophie durch die Scholastik, weil die antike Philosophie in theologischer Sicht etwas völlig anderes darstelle als die moderne Philosophie. Jene war eine echte vorchristliche Möglichkeit, diese aber seit Descartes nur eine Pseudotheologie. Jene war nicht antichristlich, sondern adventlich, während die neuzeitliche Philosophie als eine resultatlose Wissenschaft dastehe.

Echternach sucht einen Weg, um mit Luthers Vernunftfeindlichkeit zurechtzukommen, und findet die These, Luther habe der Vernunft nicht die Erkenntnis Gottes bestritten, sondern nur gelehrt, sie führe ohne das Licht des Evangeliums zur Verzweiflung, nämlich zur Erkenntnis Gottes unter dem Gesetz. Die Aufgabe der Theologie an der Philosophie sei also Erlösung und nicht Bann oder Vernichtung. Nach diesen Vorbemerkungen prüft Echternach den Ertrag der Theologie für die Philosophie und meint, sie könne für unser Bewußtsein die Ganzheit des Seins, das Ineinssein von Sein und Erkennen wiederherstellen. Sie hätte der Frage nachzugehen, ob die Abwertung der auf Plato und Aristoteles zurückgehenden Denktradition sachlich notwendig gewesen ist! Echternach kommt zu dem Ergebnis: der Gewinn für die Philosophie werde darin liegen, daß sie, aus ihrer pseudotheologischen Verstiegtheit befreit, wieder wahre Philosophie werden kann; ehrfürchtig verwundertes, sich seiner steten Unabgeschlossenheit bewußtes Erhellendes des Seienden und des Seins in Form hinnehmender Interpretation. Sie werde vor allem durch die Theologie vor dem Nihilismus bewahrt, weil die Theologie das Nichts als die Manifestation des Bösen sieht.

Sein, Erkennen und Gnade

Nicht geringer werde der Ertrag einer Verbindung von Theologie und Philosophie für die Theologie sein, die nicht weniger auf Philosophie angewiesen sei als diese auf jene: „Sie muß ihrer Formalstruktur nach durch und durch Philosophie sein — oder sie wird zum erbaulichen Gerede von phantasievoller Weite und sektenhafter Enge.“ Sehr wesentlich ist der Satz: „Die Verachtung des philosophischen Denkens hat ihre Wurzeln in akosmisch-mystischen Vorstellungen, die letztlich in den gnostisch-manichäischen Theosophien wurzeln und über die Sekten und die Mystik des Mittelalters teils offen, teils verborgen bis in die Gegenwart nachwirken; sie ist